

nunu

Schwerpunkt Nahost • Ben Becker: Hommage an
Paul Celan • Andreas Vitásek persönlich • Theo
Bikel – In den Schuhen von Scholem Alejchem •
J-Street: eine Lobbying-Gruppe in den USA

Ausgabe Nr. 57 (3/2014)

Elul 5774 / Tischri 5775

€ 4,50

www.nunu.at



Sebastian Kurz

Über den Kampf
gegen den Terror

39 Büchereien in Wien ...

Entgeltliche Einschlachtung



**... find ich smart
auf wien.at/stadtplan**

**Wien.
Die Stadt
fürs Leben.**



Ganz schön smart: der mobile Stadtplan.
Wien hat viel zu bieten. Den Überblick gibt's auf wien.at/stadtplan. Da finden Sie alle 39 städtische Büchereien. Oder Sie entdecken die 316 Museen und Sammlungen. Welche Öffis Sie hinbringen, sagt Ihnen der Stadtplan genauso wie die Citybike-Station in der Nähe. So geht Mobilität in der Stadt fürs Leben.

StadT Wien
Wien ist anders.

Alle Juden werden Brüder

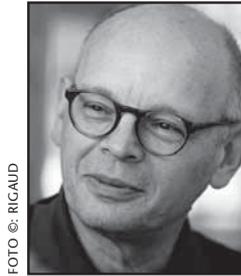


FOTO ©: RGAUD

VON PETER MENASSE

In den sozialen Medien und auf den Straßen Europas tobt der Stellvertreter-Krieg. Freunde werden zu Feinden, und auf paradoxe Weise politische Feinde zu ungebeten Freunden. Israel oder Hamas, niemand ist neutral.

In Europa greift mit einer nicht erwarteten Rasanz ein antijüdischer Furor um sich. Der deutsche Außenminister Frank-Walter Steinmeier bringt es auf den Punkt, wenn er sich über eine Welle an antijüdischer Hetze und Übergriffen schockiert zeigt. Es würden Parolen gebrüllt, die an Judenhass nicht mehr zu überbieten seien. Das gilt auch für Österreich.

So bekommt mit einem Mal die Frage neue Bedeutung, was denn der Unterschied zwischen einem Israeli und einem Juden ist, warum die europäischen Juden verantwortlich gemacht werden für Entscheidungen der israelischen Regierung – aber auch, warum die meisten Juden mehr oder weniger vorbehaltlos die Positionen Israels unterstützen.

Österreichische Juden werden oft gefragt, wie sie ihr Judentum definieren, also was denn eigentlich ein Jude sei. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wäre das eine einfache zu beantwortende Frage gewesen. Die Religion stiftete die Identität. Doch mit der Säkularisierung änderte sich das grundlegend. Es schien, als könnte man das Judentum, gemeint als Religion, abstreifen und ein gleichberechtigter freier Bürger werden.

Dann kamen die Nationalsozialisten und führten eine neue Definition des Judentums ein. Sie schufen eine ebenso skurrile wie mörderische Rassen-Klassifikation und bestimmten, wer als Jude zu gelten hatte. Alles war mit einem Schlag anders. Die Assimilation war gescheitert, Atheisten und Religiöse wurden im selben Viehwaggon nach Auschwitz verschleppt und getötet.

Seit damals muss Judentum neu gedacht werden. Wenn es solche Rassisten einmal gegeben hat, kann es sie wieder geben. Wenn dich jemand einseitig als Jude festmacht und dann töten will, musst du diese Herausforderung annehmen. Es gibt kein Verstecken und kein Entkommen.

Daraus haben wir gelernt, dass wir uns zu einem Judentum jenseits der Religion bekennen. Mit den Raketenangriffen der Hamas und der Gegenwehr Israels erfuhr die Geschichte eine seltsame Wiederholung.

Europäische Jugendliche, vielfach Einwandererkinder aus der Türkei oder muslimisch dominierten Ländern, attackierten im Zuge der Auseinandersetzungen im Nahen Osten Juden in ihren neuen Heimatländern, sei es Frankreich, Deutschland oder auch Österreich. Sie machen keinen Unterschied zwischen Israelis und Juden, sie definieren den Feind nach ihren eigenen Kriterien, ähnlich wie es

die Nationalsozialisten seinerzeit auch gemacht haben und Neonazis bis heute tun. Diesen neuen Feinden sind Israelis und Juden ein und dasselbe.

Es hilft uns Juden nicht, die israelische Position zu hinterfragen, auch wenn das manche vielleicht wollten. Unsere Feinde begegnen uns, wie immer wir auch reagieren, mit einem unglaublichen Hass. Uns, die wir sie bei antimuslimischen oder antitürkischen Attacken stets verteidigt haben. Da schreibt einer in Facebook mit vollem Namen und Bild: „Solange noch ein Jude am Leben ist, wird es keinen Frieden geben.“ Und das ist noch ein vergleichsweise harmloses Beispiel.

Es gibt keinen Kompromiss. Sollen wir uns vor den wütenden Mob hinstellen, wenn er zu Zehntausenden schreit: „Judenschwein, Judenschwein, komm heraus und kämpf allein“, und sagen: „Bitte sehr, ich bin zwar Jude, aber ich kann nichts für den Konflikt und habe die israelische Regierung auch nicht gewählt“? Schwachsinn! Wir sind auf Gedeih und Verderb mit Israel verbunden, so wie wir – religiös oder nicht – als Juden im Schicksal zusammenstehen müssen. Wo viel Feind, da viel Solidarität.

Es ist in den letzten Wochen eine neue Qualität entstanden, die auch Nichtjuden zu denken geben sollte. Sie müssen sich bei Auseinandersetzungen entscheiden, was ihr erstes politisches Ziel ist. Wollen sie Attacken auf Israel reiten und dem Land vorwerfen, sich in unverhältnismäßiger Weise zu verteidigen oder verteidigt zu haben, ohne auch nur den kleinsten Hinweis dafür zu geben, wie man sich „verhältnismäßig“ gegen Raketenangriffe verteidigen kann? Oder wollen sie hier, wo sie für das politische Klima mit verantwortlich sind, Stellung nehmen und gegen antijüdische Ausfälle protestieren?

Erneut lernen wir Juden unsere Lektion. Wir können uns nur auf einige Wenige und auf uns selbst verlassen. Es gibt in Österreich zwar viele Sonntagsredner, aber keinen merkbaren Widerstand. So bleibt als Land, das bedingungslos für die Interessen der Juden eintritt, nur Israel. Unsere Feinde zwingen uns dazu, für eine Politik einzustehen, die wir nicht mitbestimmen können. Gleichzeitig schwindet unser Wille, für die Rechte der Muslime und Türken in Österreich einzutreten, wenn so viele von ihnen uns mit solcher Verachtung begegnen.

Wir werden aber darüber hinaus auch manche angeblichen Freunde verlieren, die unsere Lage nicht verstehen wollen, weil sie in der selbstzufriedenen Ecke der scheinbaren Sicherheit sitzen. Möge ihnen nicht passieren, dass es in ähnlicher Form gegen Christen geht und dass der wütende Mob definiert, wer der christliche Feind ist. Denn dann würde auch ihnen, egal ob religiös oder nicht, keine Distanzierung helfen.



FOTO © FRANZ CSTAETNER / WIKIMEDIA COMMONS

WIR TRAUERN

um Nationalratspräsidentin Barbara Prammer, die sich mit viel Kraft der Aufarbeitung der österreichischen Geschichte gewidmet hat. Barbara Prammer hat sich in den Jahren ihres Lebens und Wirkens mit ganzem Herzen für Humanismus eingesetzt. Sie wurde ein gern gesehener Gast und Rednerin bei vielen Veranstaltungen von jüdischen Organisationen. Auf ihre Initiative hin wurden im Parlament der Republik Österreich in den letzten Jahren „Gerechte unter den Völkern“ geehrt, also jene Personen, die unter der nationalsozialistischen Herrschaft während des Zweiten Weltkrieges ihr Leben eingesetzt haben, um Juden vor der Ermordung zu retten. Mit dem Tod von Barbara Prammer verliert Österreich eine mutige Kämpferin für die parlamentarische Demokratie, Gerechtigkeit und Menschenwürde.

UNS FREUT

dass Freiherr Ignaz von Kolisch ein Ehrenggrab der Stadt Wien erhalten hat. Der „Schachbaron“, über den **NU**-Autor Anatol Vitouch in Ausgabe Nr. 53 geschrieben hat, wird so in steter Erinnerung bleiben. Das Grab befindet sich am Wiener Zentralfriedhof, alte jüdische Abteilung Tor 1.

UNS BESTÄTIGT

dass **NU** vom wunderbaren, leider kürzlich verstorbenen Schauspieler Robin Williams in einem Interview mit *The Jewish Journal* gewürdigt wurde. Er sagte dort, dass so viele Leute der Ansicht gewesen wären, dass er Jude sei, obwohl er als Angehöriger der Episkopalkirche aufgezogen wurde. „Die Leute denken, ich sei jüdisch. Ich liebe das Jiddische, weil es eine wunderbare Sprache für das Kabarett ist. Es gibt so viele wunderbare Wörter darin. Und ‚nu‘ ist das wunderbarste unter ihnen. Es kann alles ausdrücken: ‚Was? Wie geht es dir? Alles in Ordnung?, Schlecht? Hmmmh?, Nu?‘“, scherzte er.



FOTO © DARSIE / WIKIMEDIA COMMONS



FOTO © SILBERFUCHS VERLAG

WIR EMPFEHLEN

das Sefarad-Hörbuch, das zum 15. Europäischen Tag der jüdischen Kultur Mitte September veröffentlicht wurde. *Sefarad Hören, Eine jüdische Zeitreise* der Autorin Antje Hinz und Sprecherin Anne Moll erzählt über Geschichte, Kultur und Musik der sefardischen Juden von ihren Anfängen auf der iberischen Halbinsel über ihre Vertreibung ab 1492 in die Diaspora bis zu den Migrationswegen der Gegenwart. (Silberfuchs Verlag, € 24,-)

WIR ERINNERN

uns, dass sich heuer am 23. September der Todestag von Sigmund Freud zum 75. Mal jährt. Freud wurde in Freiberg in Mähren geboren. Als Kind zog er mit seinen Eltern nach Wien, wo er auch Medizin studierte. Im Haus Berggasse 19 in Wien lebte Freud mit seiner Familie 47 Jahre lang, von 1891 bis zur Emigration nach London 1938. Er starb ein Jahr später im Exil.

Das Neue Lacan'sche Feld Österreich lädt ein zum öffentlichen Vortrag auf Hebräisch:

Gil Caroz POLITISCHE KRISEN IN DEN AUGEN DER PSYCHOANALYSE

26. 09. 2014 . 20.15 h
KLAVIERGALERIE . 1070 WIEN
KAISERSTRASSE 10
Eintritt: 10,- €
Studierende: 5,- €

Gil Caroz – Psychoanalytiker in Brüssel, Mitglied der Ecole de la Cause freudienne (ECF), der New Lacanian School (NLS) und der World Association of Psychoanalysis (WAP).

Der Vortrag wird auf Deutsch übersetzt.

WIR GEDENKEN

aller Toten des Zweiten Weltkriegs und der sechs Millionen Juden, die durch den Terror der Nationalsozialisten ums Leben kamen. Vor 75 Jahren begann der Krieg, der zwischen 60 und 70 Millionen Menschen das Leben kostete. Es kann nur einen Kampf geben – den für Frieden.

SEIT 1975
JÜDISCHE EHE- & PARTNERVERMITTLUNG
Die Traumpaar-Schmiede
WWW.SIMANTOV-INTERNATIONAL.COM



FOTO © PETRA MENASSE-EIBENSTEINER

ANDREAS VITÁSEK SEITE 16



FOTO © JIM HOLLANDER/ EPA/ PICTUREDESK.COM

NAHOST SEITE 20

Leitartikel Peter Menasse 3

AKTUELL

Außenminister Sebastian Kurz 6

Gespräch mit Peter Frey von der
US-amerikanischen
Lobbying-Gruppe J-Street 10

Nach dem Attentat auf das Jüdische
Museum in Brüssel setzen moslemische
Künstler ein Zeichen 14

UNTERWEGS MIT

Zu Besuch bei Familie Vitásek
im Südburgenland 16

NAHOST

Bericht und Analyse zur jüngsten
Eskalation des Nahostkonflikts 20

Ein Selbstgespräch in
Zeiten des Krieges 24

ZEITGESCHICHTE

Die Historikerin Hanna Yablonka
über das Aufarbeiten der Shoa
bei Überlebenden 26

Ein Blick auf die Wiener Jahre
von Jacob Levy Moreno 32

Ausstellung: Friedensnobelpreisträger
Alfred Hermann Fried 34

JÜDISCHES LEBEN

Das New Yorker Stadtviertel
Williamsburg ähnelt untergegangenen
Shtetln Osteuropas 35

office@nunu.at

SERIE JÜDISCHE MUSEEN
Das Jüdische Museum Belgrad 38

SCHACH

Gary Kasparow gilt als einer der stärksten
Spieler der Schachgeschichte 41

KULTUR

Der Schauspieler und Sänger
Theodore Bikel zu Besuch
in seiner Geburtsstadt Wien 43

Ben Becker über das Programm
„Zweistimmig – Hommage
an Paul Celan“ 46

Rechtsrock – Ein Abenteuerbericht aus
den Abgründen der Popkultur 48

REZENSION

Johann Skoceks Buch *Mister Austria*
über Norbert Lopper 50

Holocaust im Comic 52

STANDARDS

Engelberg 55

Rätsel 56

Kohnversationen 57

Unsere Autorinnen
und Autoren 58

Dajgezzen & Chochmezen 59

Impressum 60

www.nunu.at

Liebe Leserin, lieber Leser,

eine gute Freundin, deren Tochter und Sohn in Israel leben, sagte mir in diesen Tagen, wie sehr sie um ihre Kinder besorgt sei. Sie empfinde ständig Angst um ihre Kinder und Enkelkinder. Sie weiß, dass der Krieg für viele tödliche Endgültigkeit bringen kann, und ihre Furcht wird immer stärker.

Vor einigen Monaten noch waren wir überwältigt und beängstigt bei der Lektüre von Texten über den Ersten Weltkrieg, dessen Ursachen und furchtbare Folgen. Eine regnerische Sommerpause später, und wir befinden uns wieder in der Realität des Krieges, nicht nur in Israel. So schnell geht das.

Um Ihnen, geschätzte Leserinnen und Leser, unsere Gedanken näherzubringen, haben wir mehrere Beiträge zum Nahostkonflikt für Sie vorbereitet: Bericht und Analyse unseres Israel-Korrespondenten Johannes Gerloff werden ergänzt durch ein „Selbstgespräch“ der Autorin Anita Haviv-Horiner aus Tel Aviv, die zum ersten Mal für **NU** schreibt. Chefredakteur Peter Menasse befasst sich in seinem Leitartikel mit der Frage, was der Konflikt in Österreich verändert hat.

Auch ein Gespräch mit Außenminister Sebastian Kurz kommt jetzt zum richtigen Zeitpunkt, um auf offene Fragen Antworten zu erhalten. Er hat sich trotz außenpolitischer und innerparteilicher Turbulenzen für uns Zeit genommen.

Martin Engelberg informiert mit einem Interview über J-Street, eine US-amerikanische Lobbying-Gruppe, die eine Zweistaatenlösung unterstützt. Aus dem Gespräch mit dem Wiener Peter Frey erfahren wir, wie diese Gruppe die amerikanische Politik beeinflusst. Danielle Spera war in Williamsburg und hat eine spannende Reportage über das „Shtetl“ mitten in Brooklyn geschrieben.

Diesen Sommer spielte sich im schönen Burgenland einiges ab: Die Geige des Fiedlers im Musical *Anatevka* klang bei Mörbisch über den Neusiedlersee, und weiter im Süden war Peter Menasse bei Andreas Vitásek zu Besuch. Daraus ist eine stimmungsvolle Geschichte entstanden, die den berühmten Kabarettisten und Schauspieler von seiner ganz persönlichen Seite zeigt.

Im Juli war Theodore Bikel auf Hochzeitsreise in Wien. Der Mann, der mehr als 2.000 Mal als *Tewje, der Milchmann* auf der Bühne stand, blickte für **NU** auf sein bewegtes und nunmehr 90 Jahre langes Leben zurück.

In einem Gespräch mit der Historikerin Hanna Yablonka entdeckt Lukas Wieselberg, was Holocaust-Überlebende stark machte. Und Wolfgang Weisgram rezensiert das Buch von Johann Skocek über das Leben eines solchen starken Mannes, der den Holocaust überlebte: die langjährige gute Seele des Fußballklubs Austria Wien, Norbert Lopper.

Rosch Haschana, das jüdische Neujahr, ist der Eingang zu etwas Neuem. Es gibt uns die Möglichkeit, unsere Sünden abzustreifen und mit den besten Absichten neu zu beginnen. Wir Juden wünschen einander, „eingeschrieben und besiegelt im Buch des Lebens“ zu sein.

Mit diesem Wunsch an Sie alle überreichen wir Ihnen die Rosch Haschana **NU**-Ausgabe!

Ida Labudović
Chefin vom Dienst

Jenseits der Grenzen des Rechtsstaats

Europäische Außenminister gehören derzeit zu den meistbeschäftigten Politikern. Dennoch hat Sebastian Kurz zwischen Gesprächen über IS-Terror und Telefonkonferenzen zum Ukraine-Konflikt Zeit für **NU** gefunden. Das Interview führten DANIELLE SPERA und PETER MENASSE.

FOTOS: MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

NU: Der deutsche Außenminister Frank-Walter Steinmeier sagt in einem Gastkommentar in der *Presse* zu den deutschen Waffenlieferungen an die Kurden, es sei unmöglich, sich in einer in Unordnung geratenen Welt einfach abzuschotten und nur humanitäre Hilfe zu leisten. Wie sinnvoll ist es für Österreich, immer noch eine „neutrale“ Position einzunehmen?

Sebastian Kurz: Neutrale Position bedeutet für uns in Österreich nicht, keine Meinung zu haben, Unrecht nicht zu erkennen oder nicht aktiv zu agieren, sondern das heißt für uns, dass wir militärisch neutral sind. Das

steht so in unserer Verfassung. Was Steinmeiers Aussagen betrifft, so kann ich ihm nur zu hundert Prozent beipflichten. Es ist der IS-Terror für uns in zweifacher Hinsicht eine Bedrohung. Einerseits ist er außenpolitisch eine massive Gefahr, vor der wir unsere Augen nicht verschließen dürfen, und zum anderen besteht auch ein Sicherheitsrisiko für Europa, da mehrere tausend Europäer im Kampfeinsatz sind.

Wie stehen Sie zur Aussage von Bundespräsident Fischer, Israel habe im Gaza-Konflikt „unverhältnismäßig“ reagiert?

Diesen Konflikt gibt es schon viel zu lange, und er hat auch schon viel zu viele zivile Opfer gekostet. Es braucht jetzt Verhandlungen in diesem Konflikt und keine bewaffnete Auseinandersetzung mehr. Israel hat ein berechtigtes Sicherheitsbedürfnis und die Raketenangriffe der Hamas sind auf das Schärfste zu verurteilen. Dass die Reaktionen Israels auch zivile Opfer gefordert haben, ist natürlich etwas, was auch thematisiert werden muss, und ich glaube, das wollte der Bundespräsident aufzeigen.

Es ist aber doch so, dass die Hamas ganz bewusst Zivilisten einsetzt. Israel ist freiwillig aus dem Gazastreifen abgezogen. Die Antwort der Hamas waren permanente Raketenangriffe. Wie könnte denn eine verhältnismäßige Reaktion ausschauen?

Ja, es stimmt, die Hamas verwendet Zivilisten als menschliche Schutzschilde. Die Hamas ist eine absolute Gefahr. Dieser Konflikt und die vielen Opfer, die er gekostet hat, haben uns wieder einmal gezeigt, wie notwendig es ist, schnell eine langfristige Lösung zu finden. Ich verteidige das Sicherheitsbedürfnis von Israel. Aber es spielt der Umstand der Hamas in die Hände, dass über eine Million – vor allem junge – Menschen im Gazastreifen auf engstem Raum leben, und das mit sehr wenig Perspektive. Das ist für die Hamas ein Nährboden.



Außenminister Sebastian Kurz im Gespräch mit Danielle Spera und Peter Menasse.



„Die Hamas ist
eine absolute Gefahr.“



„Ja, es stimmt, die Hamas verwendet Zivilisten als menschliche Schutzschilde.“

ist für die Moscheen verantwortlich. Wir brauchen die Unterstützung dieser Glaubensgemeinschaft, wenn es darum geht, Radikalisierung aufzudecken. Verfassungsschutz und die Polizei leisten gute Arbeit, aber darüber hinaus ist auch die Unterstützung der Glaubensgemeinschaft notwendig.

Es geht uns aber neben den ganz Radikalen auch um die große Menge junger Leute, die in dritter Generation in Österreich leben, vermeintlich integriert sind und sich trotzdem nicht mit Österreich identifizieren. Jene, die zu Demonstrationen gehen und israelische Fahnen verbrennen.

Ich stimme zu. Das ist schockierend – und doch hatten wir in der Vergangenheit noch schlechtere Resultate. Ja, wir haben vor Jahrzehnten Menschen als Gastarbeiter geholt. Keiner hat sich darum gekümmert, dass sie Deutsch lernen. Viele sind darunter, denen man vermittelt hat, dass sie nicht willkommen, nicht heimisch hier sind. Ich sage das, ohne damit diese Reaktionen rechtfertigen zu wollen.

Der türkische Präsident Erdogan war hier und hat eine Rede für die türkische Community gehalten. Warum stellt sich nicht ein österreichischer Spitzenpolitiker einmal in der Stadthalle vor diese Community und spricht zu ihr?

Ich bin inzwischen, wie viele andere österreichische Politiker auch, in allen großen Institutionen der Muslime zu Gast gewesen. Es gab bei mir, seit ich Staatssekretär war, jedes Jahr das Fastenbrechen für die Spitzen der muslimischen Community. Der Bundeskanzler lädt zu solch einem Event ein, ebenso der Bundespräsident. Ihre Kritik ist also nicht richtig.

Wenn wir uns die 140 Personen anschauen, die von Österreich aus in den Krieg gezogen sind, dann handelt es sich dabei nicht um Türken, die bei Erdogan in der Stadthalle waren. Das sind vor allem Tschetschenen.

Uns hat sehr erschreckt, was Ihr Friedensappell zum Nahostkonflikt auf Ihrer Facebook-Seite an Hass ausgelöst hat. Was lässt sich machen, wenn solche Aggressionen von Jugendlichen ganz offen ins Netz gestellt werden? War die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft ein adäquates Mittel?

Die Geschichte hat uns immer wieder gelehrt, dass es sehr gefährlich ist, wegzuschauen. Insofern war für mich klar, dass wir so etwas nicht dulden und ignorieren dürfen. Es gibt in einem Rechtsstaat ganz klare Grenzen, und ich finde, dass man als Politiker die Verpflichtung hat, wenn diese Grenzen überschritten werden und wenn gepostet wird „Tod allen Juden“ oder „Hitler hat nicht genug getan“, das anzuzeigen. Inzwischen gibt es acht Personen, die mit Konsequenzen zu rechnen haben.

Überall dort, wo Prävention noch möglich ist, muss sie angewendet werden. Aber wenn jemand klar antisemitische Aussagen tätigt oder wenn jemand sich entschlossen hat, bei den

IS-Terroristen mitzukämpfen, dann geht es um polizeiliche Konsequenzen und darum, diese Leute auch gerichtlich zu verfolgen.

Handelt es sich bei dieser Radikalisierung um ein Problem der Religion oder ist das nicht vielmehr ein soziales Thema?

Bei den Personen, die sich hier aus Europa der IS anschließen, sind nicht nur solche dabei, die keinen Job haben oder die Schule abgebrochen haben, sondern auch Gebildete und Leute aus wohlhabendem Elternhaus. Aber die Mehrzahl sind Verlierer im System. Insofern war es richtig, in den letzten Jahren eine Reihe von Integrationsmaßnahmen zu treffen. Das aber ist ein langfristiger Prozess.

Damit komme ich zur Herausforderung für den Moment. Da ist auch im Besonderen die Islamische Glaubensgemeinschaft gefordert, denn sie ist die Vertretung aller Musliminnen und Muslime in Österreich und sie wählt viele der Imame in den Moscheen aus,

„Neutrale Position bedeutet für uns in Österreich nicht, keine Meinung zu haben, Unrecht nicht zu erkennen oder nicht aktiv zu agieren, sondern das heißt für uns, dass wir militärisch neutral sind. Das steht so in unserer Verfassung.“

Von denen haben wir in der Vergangenheit nicht erlebt, dass sie einem ausländischen Politiker zugejubelt hätten. Gegen sie wurde auch nicht Stimmung gemacht, wie mitunter gegen die Türken. Man soll es sich also in seinem Urteil nicht zu leicht machen.

Reden wir über die Demonstrationen, die während des Gaza-Konflikts hier stattgefunden haben, wo viele türkischstämmige Österreicher sehr radikal sowohl in ihrer Sprache als auch in ihrer Symbolik aufgetreten sind. Das ist etwas, was uns als Juden großes Unbehagen bereitet. Ich sehe das auch. Wir haben mittlerweile eine Welt, die nicht nur globalisiert ist, sondern die durch neue Medien vernetzt ist, wo sich

vor allem auch junge Menschen aufhalten. Ja, der Gaza-Konflikt führt zu einer starken Emotionalisierung von Menschen mit Migrationshintergrund in ganz Europa. Dabei gibt es teilweise eine Anti-Israel-Kampagne mit Bildern, die oftmals nur angeblich aus Gaza sind, aber gar nicht von dort stammen. Viele junge Muslime sehen diese Bilder von getöteten Kindern, von zerbombten Schulen in Facebook und Twitter, verbreiten das weiter, erleben das als tiefes Unrecht.

Diese Bilder gibt es etwa zu Syrien auch und viel mehr. Aber da kommt es zu keiner Emotionalisierung. Das wird weggewischt, dass die IS-Terroristen ihre eigenen Landsleute massakrieren. Warum wühlt das junge Moslems in Österreich nicht auf?

Da darf man auch nicht zu pauschal urteilen. Es gibt 500.000 Muslime in Österreich. Die meisten von ihnen sind gut integriert, leisten einen wichtigen Beitrag für unsere Gesellschaft. Sie sehen die IS genauso als Terroristen, wie wir hier an diesem Tisch. Es gibt eine kleine Gruppe, die mit dem Terror sympathisiert und 140, die nach Syrien oder in den Irak aufgebrochen sind, um für die IS zu kämpfen. Jeder einzelne ist einer zu viel und jeder einzelne ist auch ein Sicherheitsrisiko für uns. Aber man muss die Zahlen in einem richtigen Verhältnis sehen. Es geht nicht an, dass jetzt jeder Moslem auf der Straße schief angeschaut wird. Fremdenhass und Vorurteile sind in jeglicher Hinsicht immer und stets abzulehnen.



Friedrich Wilhelm von Schadow, Detail aus «Portrait des Felix Schadow», um 1830 © LICHTENSTEIN, The Princely Collections, Vaduz-Vienna

Das Wertvollste bewahren. Über Generationen.

Als erfahrener Partner für Vermögensverwaltung und -nachfolge tragen wir langfristig Sorge für Ihre Vermögenswerte. Auch für Ihre Nachkommen.

Wir freuen uns auf ein persönliches Gespräch.

LGT Bank Österreich

Wien 01 227 59-0

Salzburg 0662 2340-0

LGT. Ihr Partner für Generationen. In Wien, Salzburg und an mehr als 20 weiteren Standorten weltweit. www.lgt.at



**Private
Banking**



Peter Frey, 54, ist in Wien geboren und aufgewachsen. Nach der Schule ging er zum Studium in die USA und machte danach eine Karriere als Banker an der Wall Street. Vor einigen Jahren zog er sich aus dem aktiven Berufsleben zurück und engagierte sich seither bei kulturellen und sozialen Projekten. Er ist derzeit Co-Vorsitzender der New Yorker Organisation von J-Street.

J-Street ist eine US-amerikanische Lobbying-Gruppe, die eine Zweistaatenlösung zwischen Israel und den Palästinensern unterstützt und dazu Einfluss auf die amerikanische Politik nimmt. J-Street wurde 2008 als liberaler Gegenpol zur großen Israel-Lobbying-Organisation AIPAC gegründet. Der Name J-Street bezieht sich darauf, dass es in den alphabetisch gereihten Straßennamen Washingtons zwischen der I-Street und der K-Street keine J-Street gibt. Darüber hinaus ist die K-Street der Sitz vieler einflussreicher Lobbying-Firmen. Dementsprechend soll der Name J-Street erstens für jüdisch stehen und zweitens andeuten, dass die Anliegen dieser neuen Organisation bisher keine Vertretung hatten.

J-Street – ein neues Narrativ

Die US-amerikanische Lobbying-Gruppe J-Street unterstützt eine Zweistaatenlösung zwischen Israel und den Palästinensern und versucht, intellektuellen Einfluss auf US-Politiker auszuüben. Ein Gespräch mit dem Co-Vorsitzenden Peter Frey.

VON MARTIN ENGELBERG (TEXT)
UND AMY GELB (FOTOS)

NU: J-Street ist eine Lobbying-Organisation, wofür oder wogegen macht J-Street Lobbying?

Peter Frey: Das Hauptziel der Organisation ist es, das politische Gespräch über Israel in den USA zu verändern, indem man mit Geld und intellektuellem Einfluss auf US-Politiker einwirkt. Das amerikanische System basiert auf finanzieller Unterstützung von Politikern im Wahlkampf – Lobbying ist daher in den USA gang und gäbe. Im Jahr 2012 hat J-Street 70 Politiker unterstützt, davon haben 69 ihre Wahlen gewonnen. Das waren hauptsächlich Demokraten, und es wurden ungefähr zwei Millionen Dollar vergeben.

Warum würde J-Street eine ganz bestimmte Senatorin oder einen Repräsentanten unterstützen? Besteht da nicht die Gefahr, gerade jene Politiker zu unterstützen, die ohnehin eine anti-israelische oder vielleicht sogar antisemitische Einstellung haben?

Der große Unterschied zwischen den USA und Europa ist, dass man in Europa bei Politikern immer die Sorge hat, was rauskommt, wenn man nur ein bisschen kratzt. Das ist in Amerika nicht so. Die Art und Weise, wie wir Politiker aussuchen, ist sehr genau. Es gibt ein Konferenzgespräch, wo ca. 20 bis 30 Personen – inklusive mir – ein Interview mit diesen Politikern führen. Diese müssen dann ein Papier zu ihrer Position schreiben. Sie haben vollkommen Recht, es ist wichtig festzustellen, dass ihre Linie wirklich unserer Linie entspricht. Die Gefahr, dass es irgendwie zu extrem wird, sehe ich nicht wirklich. In den Anfangsjahren von J-Street war es für Politiker

„Im Jahr 2012 hat J-Street 70 Politiker unterstützt, davon haben 69 ihre Wahlen gewonnen. Das waren hauptsächlich Demokraten, und es wurden ungefähr zwei Millionen Dollar vergeben.“

politisch gefährlich, die Unterstützung von J-Street zu akzeptieren. Das hat sich in den letzten Jahren sehr verändert. Es sind heute hauptsächlich Demokraten, und J-Street ist auch dafür kritisiert worden, nur Politiker der Demokratischen Partei zu unterstützen. Es ist aber noch immer praktisch unmöglich für Republikaner, Unterstützung von J-Street zu akzeptieren.

Was möchte J-Street damit erreichen?

Die Mission von J-Street ist klar: eine Zweistaatenlösung. Es bedarf starker amerikanischer Beteiligung, damit Israelis und Palästinenser zu dieser Zweistaatenlösung kommen können. Die amerikanische politische Szene war in dieser Frage bisher vollkommen dominiert von jüdischen Gruppen, deren Definition einer pro-israelischen Position sehr einseitig war. J-Street wurde als Gegengewicht dazu gegründet.

Was meinen Sie mit Pro-Israel?

Die Quintessenz der Debatte ist genau die Frage – was bedeutet es, pro Israel zu sein? Die alte Antwort war: Ganz egal, wie die aktuelle Politik einer israelischen Regierung ist, man unterstützt sie. Die Position von J-Street lautet: Wir unterstützen Israel, weil wir Israel lieben, weil wir uns Sorgen machen um die Zukunft von Israel; das bedeutet aber nicht, dass man nicht kritisch zu dem stehen kann, was die jeweilige Regierung macht, wenn man glaubt, dass sie Fehler begeht.

Das ist doch eine Bevormundung. Das bedeutet, die jüdische Gemeinschaft in Amerika muss Israel unter ihre Fittiche nehmen und sagen, was es tun soll, weil alleine schafft Israel es nicht. So sehe ich es nicht. Es geht mehr darum, dass nach fast hundert Jahren des Konflikts offensichtlich ist, dass Israelis und Palästinenser es alleine nicht schaffen. Und die Zeit arbeitet gegen beide und gegen den Frieden. Mit jeder Genera-

tion wird es nur noch schwieriger. Ich glaube nicht, dass es eine arrogante Position ist. In Israel selbst sind zwei Drittel der Bevölkerung für eine Zweistaatenlösung. Bis zur jetzigen Krise war es auch bei den Palästinensern so, unter US-Juden sind es 80 Prozent. Trotzdem wird diese Lösung nicht umgesetzt. Bei J-Street geht es nicht darum, die israelische Politik zu beeinflussen, es geht nur um die amerikanische Politik. Die Friedensinitiative von US-Außenminister John Kerry war genau das, wofür J-Street gearbeitet hat. Dass es leider nicht funktioniert hat, war eine große Enttäuschung. Es hat sich gezeigt, dass es – derzeit – nicht einmal mit amerikanischer Hilfe geht.

Da kann man sich natürlich überlegen, wie es bisher zu Friedenslösungen kam, zum Beispiel mit Ägypten. War das eher die Unterstützung der USA, oder war das in einem Moment, wo es eben ein „Window of Opportunity“ gab zwischen Israel und einem arabischen Land? Im Falle des Friedensschlusses mit Ägypten war es die mutige Entscheidung des damaligen Präsidenten Sadat, mit Israel Frieden schließen zu wollen, und

Menachem Begin auf israelischer Seite, der als Hardliner so schmerzliche Kompromisse wie die Rückgabe des Sinai durchsetzen konnte.

Das ist keine Frage. Ich glaube, dass es auch dieses Mal nicht funktioniert hat, liegt vor allem daran, dass es einfach an Führungspersonlichkeiten mangelt. Es braucht Führungsqualitäten auf allen drei Seiten, bei den Israelis, Palästinensern und Amerikanern. Und in all diesen Jahren gab es nie die perfekte Konstellation. Es war auch viel Pech dabei. Wenn Ehud Olmert (israelischer Premierminister 2006–2009) nicht hätte abtreten müssen, wäre das die Chance gewesen. Er war offener und stärker für eine Zweistaatenlösung und kompromissbereiter. Die momentane Kombination macht es sehr schwer.

Also die handelnden Personen wären jetzt Mahmud Abbas, Benjamin Netanyahu und Barack Obama bzw. John Kerry. Hat Kerry glücklich agiert?

Kerry hat jedenfalls leider keinen Erfolg gehabt. Aber er und sein Beraterteam haben sehr, sehr hart und mit viel Geduld daran gearbeitet. Es ist aber schwer zu beurteilen, ob man es anders oder besser hätte machen können.



„Die Mission von J-Street ist klar: eine Zweistaatenlösung.“

„Wir unterstützen Israel, weil wir Israel lieben, weil wir uns Sorgen machen um die Zukunft von Israel; das bedeutet aber nicht, dass man nicht kritisch zu dem stehen kann, was die jeweilige Regierung macht, wenn man glaubt, dass sie Fehler begeht.“

Von israelischer und jüdischer Seite gab es sehr viel Kritik gegenüber der Obama-Administration.

J-Street steht vollkommen hinter Obama und Kerry – in der Art und Weise, wie sie das Problem angehen. Ich glaube, die Kritik von jüdischer Seite kommt auf, weil man einerseits Frieden will, aber nicht bereit ist, – sicherlich schmerzliche – Kompromisse einzugehen. Ohne Kompromisse wird es aber nie zu einem Frieden kommen. Es ist leicht zu kritisieren, wenn ein Mediator versucht, die Seiten zusammenzubringen, diese aber beide nicht zu Kompromissen bereit sind. Ich empfand die Kritik an Obama von Anfang an als unfair. Man darf nicht vergessen, dass Netanjahu bei den US-Präsidentenwahlen 2012 auf eine Art und Weise Mitt Romney, den republikanischen Gegenkandidaten von Präsident Obama, unterstützt hat, die es noch nie gegeben hat. Das war unerhört. Von den fünf Millionen Juden in den USA haben bei den letzten Wahlen über 70 Prozent Obama gewählt. Die Organisationen, die sich als Repräsentanten der jüdischen Gemeinde in den USA ausgeben, sind sehr konservativ, nicht nur in Bezug auf Israel, sondern auch prinzipiell, sie sind eigentlich zum Teil republikanische Organisationen. Im Gegensatz zu Europa, wo es offizielle Gemeinden mit Wahlen gibt, gibt es in den USA keine durch Wahlen legitimierte jüdischen Organisationen.

Wie sehen Sie AIPAC, die große und vor J-Street einzige Israel-Lobbying-Organisation?

AIPAC ist wahrscheinlich die überhaupt erfolgreichste Lobbying-Gruppe in Amerika. Ihr Ziel ist die Förderung der amerikanisch-israelischen Freundschaft. Die Organisation macht gute Arbeit, ist aber im Laufe der Jahre mehr und mehr nach rechts gezogen.

Ist AIPAC denn nicht auch für eine Zweistaatenlösung?

AIPAC sagt, dass sie für eine Zweistaatenlösung sind, genauso wie Netanjahu sagt, dass er für eine Zweistaatenlösung ist. Es reicht aber nicht zu sagen: „Ja, wir sind für eine Zweistaatenlösung“, wie es die meisten Politiker machen, ohne eben die Themen Jerusalem, Grenzen, Siedlungen usw. voll anzugehen.

Liegt es wirklich an Israel und der richtigen amerikanischen Haltung, dass dies nicht zustande kommt?

Nein, es hat meiner Meinung nach nicht stattgefunden, weil Israelis und Palästinenser nicht imstande waren, die Themen gemeinsam so anzugehen und die Kompromissmöglichkeiten wirklich zu eruieren. Es liegt an beiden Seiten. Aber J-Street ist der Meinung, dass sich Israel durch seine Stärke – militärisch, wirtschaftlich, sozial – in einer Position befindet, in der es für die Israelis viel leichter wäre, diese Kompromisse anzugehen und auszuhandeln. Der Anstoß kann nur vom Stärkeren kommen. Auf der anderen Seite bin ich überzeugt, dass der Status quo für Israel nicht funktioniert. Voriges Jahr war ich mit J-Street auf einer zehntägigen Israel-Reise, wo wir wirklich alle Akteure, von Präsident Schimon Peres bis zum Chef der Siedlerbewegung, aber auch Friedensaktivisten gesehen haben. Wir waren auch drei Tage im Westjordanland. Und wenn man nachher in Israel bei Verwandten und Freunden ist, war es ein Schock für mich zu sehen, wie ahnungslos sie sind. Als ob es den Konflikt nicht gäbe.

Ist es wirklich so, dass die Israelis daran glauben, dass der Status quo die Lösung ist? – oder sagen sie nicht vielmehr: Es gibt keine Lösung, daher müssen wir mit dem Status quo leben oder müssen wir den Status quo lebbar machen.

Es ist eine emotionale, fast fatalistische Einstellung, wo eigentlich nicht viel reflektiert wird. Dann kann

man nur noch sagen: Wir sind zum Scheitern verurteilt, und es gibt keine Lösung. Die Einstellung von J-Street ist: Es ist nicht zu spät, es gibt eine Lösung, nur die Lösung kann nicht der Status quo sein.

Wenn man sich das so anhört, würde man meinen, die amerikanischen Juden haben wirklich keine anderen Sorgen, als sich um die Politik Israels zu kümmern.

Eine Studie hat gezeigt, dass in den USA die Kluft zwischen den orthodoxen und liberalen Juden immer größer wird. Orthodoxe Juden sind in jeder Beziehung konservativer und in punkto Israel absolut auf der härtesten Linie, sie sind sehr engagiert, und man könnte glauben, dass Israel das einzige Thema ist, das sie tangiert, bis auf Steuern. Die liberalen, progressiven Juden hingegen können sich immer weniger mit Israel identifizieren. Es wird auf Dauer ein Problem für Israel, wenn sich die Mehrheit der amerikanischen Juden von Israel abwenden. J-Street spielt da eine sehr positive Rolle.

In Europa gibt es mit JCall einen Ableger von J-Street. Ist der Versuch, differenzierte Positionen zu Israel einzunehmen, in Europa nicht noch viel schwieriger, wo es ja noch viel mehr darum geht, dafür zu sorgen, dass Israel Unterstützung bekommt? Wären Sie in Wien – würden Sie die J-Street-Position auch in Österreich vertreten?

Es ist keine Frage, dass die Situation in Europa aus historischen Gründen komplizierter ist als hier. Aber die israelische, palästinensische Dynamik hat damit wenig zu tun. Meine Antwort darauf wäre: Ja, es ist eigentlich egal, wo man lebt, für mich ist es die einzig richtige Position, eine nuancierte Position, die wirklich aus einer Liebe zu Israel kommt, um Israel zu helfen.

Sie sagen, Sie wollen das Beste für Israel und sind der Meinung, dass die jetzige israelische Politik nicht gut für

„Ohne Kompromisse wird es aber nie zu einem Frieden kommen. Es ist leicht zu kritisieren, wenn ein Mediator versucht, die Seiten zusammenzubringen, diese aber beide nicht zu Kompromissen bereit sind.“

die Zukunft Israels ist. Was passiert, wenn Ihre Position in Israel nicht gehört wird? Wollen Sie dann Druck ausüben? Würden Sie so weit gehen, Amerika oder auch europäische Länder aufzufordern, Sanktionen gegen Israel zu setzen?

Sie haben völlig Recht. Wie viel Druck man ausübt, ist eine Gratwanderung. Als Folge der nicht so erfolgreichen Friedensverhandlungen hat sich J-Street zum Beispiel jetzt viel expliziter gegen Siedlungen ausgesprochen. Mit der BDS-Bewegung (Boycott, Divestment and Sanctions – dt. Boykott, Kapitalabzug und Sanktionen) gegen Israel haben wir aber überhaupt nichts zu tun. Davon distanzieren wir uns völlig. Im Gegenteil: J-Street arbeitet vehement gegen BDS, sowohl an den Unis als auch in anderen Bereichen.

Kommen wir zu Ihrer persönlichen Geschichte. Wie kamen Sie zu J-Street?

Ich habe einen guten Bekannten, der vor drei Jahren bei einer Reise von J-Street dabei war und einen Travel Blog geschrieben hat, der mich sehr beeindruckte. Gleichzeitig hatte ich im Laufe der Jahre begonnen, das eigene Narrativ über Israel – und wir sind in den 1960er- und 70er-Jahren alle mit dem gleichen Narrativ aufgewachsen – in Frage zu stellen. Meine Frau und ich haben erkannt, dass das Narrativ der Vergangenheit nicht das gleiche ist, wie das Narrativ der Gegenwart.

Eine andere Sicht auf Israel zu entwickeln ist eine Sache. Dazu auch noch politisch aktiv zu werden, ist dann noch einmal ein ganz anderer Schritt.

Im Jahr 2012 gingen wir auf Einladung unseres Bekannten zur National Conference von J-Street in Washington. Und es war für uns beide ein augenöffnendes Erlebnis, einfach hochintelligent, nuanciert, Dialog von allen Seiten, von jeder Warte des Problems. Und ich muss sagen, im Laufe der Jahre war ich vielleicht zehnmal in Israel. Bei den ersten Reisen habe ich eigentlich nichts gesehen. Ich habe gesehen, was lustig und schön ist und auch emotional von der jüdischen Seite, aber nichts, das mit der Gegenwart, mit dem Konflikt zu tun hat. Und diese Konferenz war für mich ein Aha-Erlebnis – daraufhin habe ich beschlossen, aktiver zu werden. Nun bin ich Co-Vorsitzender der New Yorker Organisation von J-Street. New York ist ein komplizierter Ort für J-Street. Es gibt hier die bei weitem größte Anzahl von Juden, es ist sehr divers und es ist sehr schwierig, nuanciert in der Mitte zu agieren.





FOTO © PETER KNEFFEL / DPA / PICTURESK.COM

Nur vier Kinder überlebten das KZ Theresienstadt: Denkmal für die ermordeten Kinder in der Gedenkstätte Lidice

Gemeinsam gegen Brundibár

Nach dem Attentat auf das Jüdische Museum in Brüssel haben sich moslemische Intellektuelle und Künstler getroffen, um den terroristischen Akt auf das Schärfste zu verurteilen und sich dann spontan entschlossen, ein Zeichen gegen den Terrorismus zu setzen.

VON FRANZ A. PICHLER

Wunsch der islamischen Terroristen ist es, ganz Europa in Angst und Schrecken zu versetzen. Das imaginäre Kalifat des „Islamischen Staates“ wirft seinen Schatten auf uns. Vor Jahren haben wir noch über einen Assistenten der „Freien Universität Brüssel“ den Kopf geschüttelt, als dieser sich in einer öffentlichen Veranstaltung für „Sharia4Belgium“, also die Einführung der Scharia in Belgien einsetzte.

All das geht mir durch den Kopf, als ich vor dem verschlossenen Jüdischen Museum in Brüssel stehe,

über das ich vor einem Jahr in **NU** berichtet habe. Seit kurzem macht ein Polizist vor dem Gebäude Dienst. Keine Blumen vor dem Gebäude, die sonst so belebte Straße wirkt wie ausgestorben. Erst wenn die Auslieferung des algerisch-französischen Täters nach Belgien erfolgt und eine Rekonstruktion der Tat vor Ort ermöglicht wird, das Museum wieder seine Tore öffnen.

Mein alter Bekannter Samir

Zum Glück habe ich rechtzeitig eine Verabredung getroffen, um über die

Kontakte zwischen der arabischen und der jüdischen Gemeinschaft in Brüssel zu sprechen: Mein alter Bekannter heißt Samir Bendiramed, er ist Musiker und Mozart-Fan. Ich habe ihn anlässlich einer von ihm geleiteten Operaufführung in einer der bevölkerungsreichsten Gemeinden von Brüssel, in Moolenbeek, kennengelernt. In der Zwischenkriegszeit lebten dort jüdische Einwanderer, heute werden die abgewohnten Räume von Einwanderern aus Nordafrika, vor allem aus Marokko und Algerien, besiedelt.

Der Brüsseler Musiker Samir Bendiramed versucht mit Hilfe der Musik Brücken über die Gräben zu bauen, die sich vor allem zwischen den jüdischen und arabischen Einwohnern von Brüssel aufgetan haben.

Samir ist belgischer Staatsbürger mit algerisch-marokkanischen Wurzeln. Er ist in Algerien mit der auch heute noch typischen andalusischen Musik aufgewachsen, die auf das von Mauren, Juden und Christen bevölkerte Spanien des ausgehenden Mittelalters zurückgeht. Bereits 2005 hat Samir unter dem Titel *Musica universalis* ein Konzert mit jüdischer und arabischer Musik veranstaltet. Als Schlusspunkt für das Programm, an dem auch Mitarbeiter des Jüdischen Museums mitwirkten, hatte Samir die Krönungsmesse von Wolfgang Amadeus Mozart gewählt.

Heute arbeitet er unter anderem an einem von der Europäischen Kommission geförderten Projekt, das in drei europäischen Städten – Liverpool, Pisa und Brüssel – das Thema der *West Side Story* neu aufgreifen und dieses mit Einwanderkindern zur Aufführung bringen wird.

Kurze Zeit nach dem Attentat auf das Jüdische Museum hatten sich moslemische Intellektuelle und Künstler aus Belgien und Frankreich zusammengefunden, um den terroristische Akt scharf zu verurteilen. Was tun gegen diesen Terrorismus, der die moslemischen Gemeinden in ganz Europa diskreditiert? Samir und seine Freunde haben sich dann spontan entschlossen, ein Zeichen zu setzen. Sie wollen mit Kindern in den Schulen von Moolenbeek, die vorwiegend von arabischen Einwanderern besucht werden, die Kinderoper *Brundibár* zur Aufführung bringen.

Kinderoper „Brundibár“ im Kampf gegen den Terrorismus

Organisatorisch betreut wird das Projekt vom Maghrebinischen Forum („Espace Magh“) in Brüssel, das regelmäßig kulturelle Veranstaltungen für die Bewohner dieses Stadtviertels anbietet. Der Leiter des „Espace Magh“, Najib Ghallale, spricht neben Arabisch und Französisch auch Hebräisch. Die Mitglieder sind Einwande-

rer aus dem Maghreb, darunter auch maghrebinische Juden, die großteils Mitglieder der UPJB (Union Progressiste Juive de la Belgique) sind. Die Schulkinder sollen zuerst mit der Geschichte der Kinderoper und natürlich mit den Ereignissen im KZ Theresienstadt vertraut gemacht werden: *Brundibár* war vom tschechischen Musiker Hans Krása ursprünglich 1938/39 für einen Wettbewerb konzipiert worden, konnte das Werk dann jedoch wegen des Einmarsches der Wehrmacht nicht mehr realisieren. Erst 1943 konnte der Komponist seine Oper aufführen, allerdings unter den erschreckenden Bedingungen des KZ Theresienstadt, wo er interniert war. Das KZ bestand ab 1940 im ehemaligen österreichisch-ungarischen Militärlager in Theresienstadt. Es beherbergte insgesamt 140.000 Deportierte, von denen 100.000 in Auschwitz ermordet wurden. Die mitwirkenden Kinder und Familienangehörigen verschwanden laufend, insgesamt haben nur vier Kinder das Lager überlebt. Kinderzeichnungen von damals veranschaulichen das Lagerleben. Es gelang der Propaganda-Abteilung der Nazis jedoch, die Vertreter des Roten Kreuzes bei einem Kontrollbesuch zu täuschen, indem sie das Lager kurzfristig zum Ferienidyll stilisierten, nachdem sie vorher alte und kranke Menschen in andere Vernichtungslager deportiert hatten. Im Propagandafilm *Theresienstadt* wurde ein Ausschnitt aus der Oper gezeigt, kurz nach der Aufführung wurden jedoch die Mitwirkenden sowie der Komponist Hans Krása ebenfalls deportiert und ermordet.

Die Oper handelt von zwei Kindern, Annette und dem kleinen Joe, die den Vater verloren haben und nun für die kranke Mutter sorgen müssen. Die bettelarmen Kinder versuchen durch ihren Gesang auf der Straße Geld zu verdienen. Aber der Leierkastenmann Brundibár vertreibt sie. Schließlich gelingt es den herbeigeilten Kindern

aus der Nachbarschaft mit Hilfe von drei Tieren den bösen Mann zu verjagen. Die Handlung ist auch eine Anspielung auf die Nazis, die durch gemeinsames Handeln vertrieben werden sollten.

Soziale Lage der arabischen Einwanderer

Angesichts der explosiven Situation im Nahen Osten und der Schwierigkeiten der arabischen Einwanderer wünscht sich Samir, dass die Musik Grenzen überwinden möge, wo Politiker und Diplomaten scheitern. Zur sozialen Lage der arabischen Einwanderer in Brüssel meint Samir, dass diese Einwanderer, auch wenn sie ihre Bildung und Qualifikationen mit Diplomen nachweisen können, mit zahlreichen Benachteiligungen rechnen müssen. Um den einheimischen Arbeitsmarkt zu schützen, wird in Brüssel neben Französisch auch die Beherrschung der flämischen Sprache verlangt, was von den jungen Einwanderern nur selten erfüllt wird. Die jungen Einwanderer fühlen sich oft als Opfer, auch wenn es einigen gelingt, sich aus ihrer schwierigen Lage zu befreien: Die zahlreichen Gemeindepolitiker arabischer Herkunft legen davon ein beredtes Zeugnis ab.

Der Brüsseler Musiker Samir Bendiramed versucht mit Hilfe der Musik Brücken über die Gräben zu bauen, die sich vor allem zwischen den jüdischen und arabischen Einwohnern von Brüssel aufgetan haben. Nichts hält Samir dagegen vom Einsatz der Staatsgewalt als Reaktion auf das Attentat. So ist Samirs abschließende Bemerkung zu verstehen, als er erzählt, dass der weit rechts stehende flämische Bürgermeister von Antwerpen, Bart de Wever, der jüdischen Gemeinde seiner Stadt Schutz durch das Militär angeboten habe. Die angesehenen jüdischen Bewohner Antwerpens haben diesen Vorschlag dankend abgelehnt.



Zu Besuch bei Oskar Vitásek

Im Südburgenland herrscht eine fröhliche Lebensstimmung. Die Familie Vitásek passt da gut dazu, wovon sich PETER MENASSE bei seinem Besuch überzeugen konnte.

FOTOS: PETRA MENASSE-EIBENSTEINER

Oskar ist der Hausherr. Das weißt du, wenn du bei den Vitáseks im Südburgenland ankommst. Oskar ist als Erster da, beäugt dich – nein, nicht misstrauisch, sondern durchaus vertrauensvoll. Dann legt er sich auf den Rücken. Schon bist du in der Bredouille. Die restliche Familie freundlich begrüßen oder den Chef am Bauch kraulen? Du entscheidest dich dann doch für die bürgerliche Höflichkeit und riskierst, bei Oskar in Ungnade zu fallen. Tatsächlich wird er sich später die Streicheleinheiten noch in voller Bauchbreite holen. Andreas Vitásek, die wichtigste Bezugsperson von Oskar, liebt das Süd-

burgenland seit zwanzig Jahren. Er fuhr mit seinem damals zehnjährigen Sohn auf Empfehlung seines Managers Georg Hoanzl, eines gebürtigen Südburgenländers, auf Urlaub in das Künstlerdorf Neumarkt an der Raab und war von der sanft-hügeligen Landschaft begeistert. Vor zwei Jahren hat er sich dieser Liebe endgültig ergeben und ein Haus erworben. Wenn du dort eingeladen bist, die Familie begrüßt und Oskar am Bauch gestreichelt hast, wirst du sofort aufgefordert, dieses Haus von oben bis unten zu besichtigen. Es ist es wert. Aber du würdest ohnehin nicht auf die Idee kommen, es nicht superfein zu fin-

den, so begeistert, wie die Familie über ihr Anwesen schwärmt. Oskar, im Übrigen ein Mops der allerfeinsten Art, bleibt im Garten liegen. Stiegen steigen dürfte sein Ding nicht sein. Oben ist die Zentrale des Sous-Chefs, Andreas Vitásek. Ein Schreibtisch mit einem Blick weit über das Land mit seinen Feldern, Weingärten und Hügeln. Wie in der Toskana, sagt man da, obwohl doch die Leute in der Toskana sagen könnten: wie im Südburgenland. Aber das ist eine andere Geschichte. Vitásek jedenfalls hat, wie er erzählt, den Sommer des vorigen Jahres an diesem Schreibtisch verbracht. Also hin und wieder wird er schon

Wie wir knapp vor Drucklegung erfahren haben, wird Andreas Vitásek im November den österreichischen Kabarettpreis 2014 verliehen bekommen. Auch wenn wir jetzt nicht behaupten können, dass diese Auszeichnung Folge dieses, unseres Beitrags wäre, gratulieren wir ihm doch auf das Allerherzlichste. Wir sind sicher, dass auch Oskar sich sehr über den Preis freuen wird.

hinuntergegangen sein, und sei es nur, weil Oskar sein Recht auf Nahrung und Zuwendung einforderte. Hier hat er sein jüngstes Programm *Sekundenschlaf* geschrieben und gut ist es geworden.

„Das Moralisieren geht mir zunehmend auf die Nerven“

Weil Oskar uns eine kleine Plauderpause gewährt – er liegt unten in einem tiefen Minutenschlaf und schnarchelt ein wenig – reden wir über dieses Programm. Vitásek ist inzwischen, aber sagen Sie ihm das bitte nicht so unverblümt, ein Altmeister seines Genres in Österreich. Er hat in 32 Jahren nicht weniger als zwölf Kabarettprogramme verfasst und sich ständig weiterentwickelt. „Mich interessieren heute mehr die größeren Zusammenhänge, größere Bögen oder die allgemein menschliche Themen“, sagt er in seiner Klause mit dem weiten Blick. „Ich bekomme zunehmend Probleme mit der Forderung, dass das Kabarett per se eine moralische Anstalt sein muss. Das Moralisieren geht mir zunehmend auf die Nerven. Der Kabarettist ist in dieser Rolle immer der, der es besser weiß. Das sehe ich nicht mehr.“

In extremen politischen Situationen, beispielsweise als Schwarz-Blau an die Regierung kam und die Blauen gegen Künstler plakatierten, da hat er sich gefordert gefühlt, Stellung zu nehmen, auch in den Nummern seines Programms. Jetzt könnte man auch auf so manchen Politiker hinhauen, meint er, aber das sei nicht mehr seins.

„Die Kritik kann ich mir gleich selber sagen: Das ist zahnlos geworden, das ist altersmilde. Aber die Grundthemen der Menschen sind doch immer dieselben: die Liebe, wie lebt man zusammen, welche Lebensformen gibt es. Und als Grundthema schlechthin die Vergänglichkeit. Die eigene Sterblichkeit ist etwas, das uns über alle Grenzen hinweg verbindet. Der Tod

ist bei mir schon von Anfang an in den Programmen Thema gewesen. Meine ‚Todpuppe‘ wurde fast schon zur Trademark. Diese Beschäftigung mit dem Tod ist vielleicht das einzig typisch Wienerische in meinen Programmen.“

Begonnen hat Vitáseks Karriere in Form von Versuch und Irrtum, bis er dann bei der Profession des Kabarettisten landete. Da gab es früh, gemeinsam mit seinem besten Freund Niki List, die Entdeckung der Belletristik, der Theaterliteratur und der Philosophie. „Wir verstanden von dem, was wir da als Schüler gelesen haben, vielleicht ein Zehntel, aber wir haben

uns durch die Frankfurter Schule gequält und uns mit Sartre, Camus und Büchner identifiziert.“

„Der Ärmel im 18. Jahrhundert“

„Ich habe dann ein Studium gesucht, bei dem man möglichst wenig arbeiten muss. Medizin kam also nicht in Frage.“ Er entschied sich für Theaterwissenschaften und Germanistik und arbeitete nebenbei als Komparse am Burgtheater, wo ihn vor allem die Arbeit von Giorgio Strehler faszinierte. „Ich versteckte mich während unserer Probenpausen im Zuschauerraum, statt in die Kantine zu gehen, und beobachtete Strehler, wie er mit



Ein paar dunkle Wolken lassen Vitásek besorgt nach oben schauen. Er streckt die Arme aus und beginnt mit energischen Bewegungen die Wolken nach oben zu drücken.

Begonnen hat Vitáseks Karriere in Form von Versuch und Irrtum, bis er dann bei der Profession des Kabarettisten landete. Da gab es früh, gemeinsam mit seinem besten Freund Niki List, die Entdeckung der Belletristik, der Theaterliteratur und der Philosophie.

Michael Heltau auf fast nonverbaler Ebene einen Shakespeare-Monolog im *Spiel der Mächtigen* erarbeitete. Ich fand das spannender als das Studium und die Beschäftigung mit theaterwissenschaftlichen Texten, wie *Der Ärmel im 18. Jahrhundert*.“

Inzwischen befürchtet die aufmerksame Leserin, der aufmerksame Leser, Oskar würde zu kurz kommen. Gemach, gemach, wir gehen gleich hinunter, auf die Terrasse, auch wunderbarer Blick in viel Gegend, und da ist er schon, knallt sich auf den Rücken und macht Mops-Geräusche. Andreas Vitásek überlässt mir das Fell und wendet sich den wichtigen Dingen des Lebens zu. Er trifft die Vorbereitungen für eine Grill-Session. Ein paar dunkle Wolken lassen ihn besorgt nach oben schauen. Er entzündet die Kohlen und stellt sich dann in der Haltung eines afrikanischen Medizinmanns neben den Grill. Er streckt die Arme aus und beginnt mit energischen Bewegungen die Kohlen nach oben zu drücken. Um es vorwegzunehmen, das kann er perfekt. Es hat später nur ein paar Tröpfchen geregnet. Oskar wird jetzt unruhig. Es ist nicht ganz klar, ob er dagegen protestiert, dass nicht sofort das gesamte Fleisch an ihn verteilt wird oder ob er, wie der Chronist zu erkennen glaubt, auf den Kugelgrill eifersüchtig ist, der ihm zum Verwechseln ähnlich schaut und dem sein Sous-Chef so viel Aufmerksamkeit schenkt.

Noch schlimmer als das Studium war Salzburg

Während die Kohlen anbrennen, setzen wir drei uns hin, und Andreas Vitásek erzählt Schmankerln aus seinen Lehr- und Wanderjahren. Nach einer kurzen Zeit am Mozarteum („Ich hielt die Stadt Salzburg nicht aus“) bewarb er sich um die Aufnahme in der renommierten Theaterschule von Jacques Lecoq. „Dort war eine der Aufnahmebedingungen, dass man Französisch sprechen kann. Ich konnte

kein Wort und bin daher ein halbes Jahr vor der Prüfung nach Paris gegangen, um an einer Schule für Ausländer die Sprache zu lernen. Bereits in der zweiten Stunde traf ich eine Schwedin, mit der ich mich darüber absprach, dass es viel klüger wäre, mit dem horrenden Schulgeld zweimal am Tag ins Kino zu gehen. Wir würden mehr und besser Französisch lernen. Sie war einverstanden, wir gingen einige wenige Male ins Kino, und das war es dann auch.“ Jetzt fragen wir ihn aber, ob er denn wenigstens Schwedisch gelernt hat. „Nein, das nicht, aber nach Stockholm bin ich schon mit ihr gefahren.“

Er wurde aber dennoch in die Schule aufgenommen, setzte sich zu einer Gruppe Schweizer und ließ sich die Anweisungen der Lehrer übersetzen. Und Französisch konnte er dann auch bald: „Als ich fest in Paris wohnte, ist es erstaunlich schnell gegangen. In dem Moment, wo du das erste Mal, wenn dir die U-Bahn wegfährt, nicht denkst ‚Scheiße‘, sondern ‚Merde‘, bist du echt angekommen.“



Während die Kohlen anbrennen, setzen wir drei uns hin, und Andreas Vitásek erzählt Schmankerln aus seinen Lehr- und Wanderjahren.

Vitásek verbrachte drei Jahre in Paris und kehrte dann in das damals arg verschlafene Wien zurück, wo „um 11 Uhr abends die Gehsteige hochgeklappt wurden“. Hier traf er Niki List wieder, es entstand 1982 der Film *Malaria* und dann 1986 *Müllers Büro*. „Der war Kickstart für meine Karriere. Ich hatte parallel dazu ein Kabarettprogramm, das nicht schlecht war, und das hat eine Synergie ergeben, die dazu führte, dass meine Programme plötzlich ausverkauft waren.“

Die Rolle des edlen Grillmeisters

Der Rest ist bekannt und kann hier aus Zeitgründen nicht mehr erzählt werden. Die Kohlen im Kugelgrill glänzen nämlich bereits grau, Andreas Vitásek spielt mit vollster Konzentration die Rolle des edlen Grillmeisters und Oskar liegt erwartungsvoll bei den Gästen.

Viele Steaks später, über die Zahl der Rotweinflaschen wollen wir schweigen, frage ich ihn, wann er das erste Mal auf Juden getroffen ist. „Ich hatte im BRG 4 zwei Mitschüler, beide sehr intelligent und hoch begabt, der eine hieß Mandelbaum, der andere Salomon, ein super Kicker, der leider oft nicht zum Fußballspielen mitgehen konnte, weil er am Nachmittag zum Religionsunterricht musste. Auch an den Schikursen nahmen sie nicht teil, aber ich hatte nie das Gefühl, dass sie eine Sonderstellung in der Klasse hatten. Ich habe sie eher etwas beneidet, für ihr Aufgehoben-Sein in einer eigenen festen Kultur, etwas, das ich als Schlüsselkind in Favoriten in dieser Form nicht kannte. Ich war immer ein Einzelgänger, bin es bis heute.“ Ein Abend im Südburgenland endet häufig damit, dass du dich am nächsten Morgen nicht mehr erinnern kannst, was ganz am Schluss war. Vielleicht weiß es ja Andi Vitásek. Fragen Sie ihn doch einfach in der Pause von *Sekundenschlaf*. Er spielt das Stück noch weit ins nächste Jahr hinein.

Europa ist überall.

LOWE G&K

Österreich

Zusammenhänge
verstehen.

Welt

wienerzeitung.at





FOTO © JACK GUEZ/ AFP/ PICTUREDESK.COM

Einen Vulkanausbruch verstehen, Ebola bekämpfen

Bericht und Analyse zur jüngsten Eskalation des Nahostkonflikts.

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM

Die Entführung der drei israelischen Teenager Gilad Scha'er, Ejal Jifrach und Naftali Fränkel am späten Abend des 12. Juni 2014 an der Kreuzung des Siedlungsblocks Gusch Etzion, wenige Kilometer südlich von Jerusalem, war der Anfang vom Ende des Traums von ruhigen israelischen Sommerferien.

Die israelische Gesellschaft war im Schock. Kein Terroranschlag, kein Krieg sitzt in Israel so tief, wie die Entführung von Juden, die damit

verbundene Ungewissheit und die nagende Frage, ob ihr Leben noch zu retten sei. In der palästinensischen Öffentlichkeit gelang es kaum jemandem, die Bewunderung für die Entführer zu verbergen. Die Fatah veröffentlichte auf ihrer offiziellen Facebook-Seite eine Karikatur: drei Mäuse mit Davidstern an einer Angel. Auf Gazas Straßen jubelte die Bevölkerung, man verteilte Süßigkeiten. Mittlerweile hat die Hamas-Führung offiziell die Verantwortung für die Tat übernommen.

Am 30. Juni wurden die Leichen der drei jüdischen Teenager nach einer wochenlangen Razzia, während der hunderte von Hamas-Führern und -Aktivisten verhaftet wurden, unweit von Hebron gefunden. Was dem israelischen Geheimdienst schon bald nach Auffinden des ausgebrannten Entführungsautos im Städtchen Dura klar gewesen sein muss, wurde nun auch der Öffentlichkeit bekannt: Scha'er, Jifrach und Fränkel waren unmittelbar nach ihrer Entführung erschossen worden.

Die israelische Gesellschaft war im Schock. Kein Terroranschlag, kein Krieg sitzt in Israel so tief, wie die Entführung von Juden, die damit verbundene Ungewissheit und die nagende Frage, ob ihr Leben noch zu retten sei.

Am 1. Juli wurde dann der arabische Teenager Muhammad Abu Chdeir im Jerusalemer Stadtteil Beit Chani-na entführt, kurz darauf seine verbrannte Leiche im Wald von Jerusalem entdeckt. Gerichtsmediziner stellten fest, dass Abu Chdeir offensichtlich noch am Leben gewesen war, als er angezündet wurde. Wenige Tage später verhaftete die Polizei drei jüdische Jugendliche, die den grausamen Rachemord gestanden. Araber in der palästinensischen Autonomie und in Israel tobten. Israels jüdische Öffentlichkeit war entsetzt, vor allem über die Grausamkeit der Tat. Rabbi Eljakim Levanon, eine der führenden Gestalten der national-religiösen Siedlerbewegung, forderte die Todesstrafe für die Mörder Abu Chdeirs. Nur so lasse sich das biblische Gebot, „du sollst das Böse in deiner Mitte ausmerzen“, erfüllen. Zuvor hatte der aschkenasische Ober-rabbiner Israels, Rabbi David Lau, betont, die Rache für den dreifachen Mord von Gusch Etzion bleibe allein Gott vorbehalten.

Leid, Zerstörung, Rache, Gewalt und Tod

Im Rückblick erwies sich die Kettenreaktion, die von diesen Ereignissen ausgelöst wurde, als Glücksfall für Israel und die Palästinensische Au-

tonomiebehörde in Ramallah. Die Massenverhaftung von Hamas-Angehörigen im Westjordanland im Juni in Kombination mit dem Einmarsch der israelischen Armee im Gazastreifen Mitte Juli haben nämlich zwei groß angelegte Operationen der Hamas vorzeitig offengelegt. Zum einen war ein Mega-Anschlag vorbereitet worden, bei dem hunderte von Hamas-Kämpfern durch Tunnels nach Israel hätten eindringen sollen. Eine erfolgreiche Ausführung dieses Plans hätte ein furchtbares Blutbad bedeutet. Zum anderen offenbarten die Verhöre der verhafteten Hamas-Mitglieder ein Komplott zum Sturz der Palästinensischen Autonomiebehörde.

So aufwühlend, spannend oder auch umwälzend diese Ereignisse gewesen sein mögen, sie sind nicht die Ursache für die jüngste Eskalation des israelisch-palästinensischen Konflikts und tragen nur begrenzt zu ihrem Verständnis bei. Auch das Aufrechnen von Totenzahlen bringt nicht weiter. Man bedenke nur, wie eine Beurteilung des Zweiten Weltkriegs aussähe, wollte man anhand der Zahlen toter Zivilisten – etwa im Vergleich zwischen den USA und Deutschland – eine Kriegsschuld feststellen. Zudem muss bedacht werden: Jeder Tote und Verletzte, sei

er nun Palästinenser oder Israeli, ist ein Erfolg aus Sicht der Hamas und ein Versagen der israelischen Regierung. Die Bilder von zerbombten Gebäuden sind genauso wenig aufschlussreich, wie die Überlegungen, ob es tatsächlich die Hamas war, die bis Ende August elf Waffenstillstände einseitig gebrochen hat, oder ob der jüdische Staat nicht doch hin und wieder einen Anlass zum Bruch der Waffenruhen gegeben haben könnte. Auch Einzelschicksale, physische und psychische Traumata, Hass und Enttäuschung, Verlust und Schmerz der beteiligten Menschen helfen nur wenig weiter. Die Bilder von Verletzten und Toten, vor allem in Verbindung mit Kinderaugen, sind in aller Regel der Beweis dafür, dass eine Propagandamaschinerie funktioniert. Wer einen Vulkanausbruch verstehen will, muss ganze Kontinente in Augenschein nehmen, Spannungen unter der Erdoberfläche erkennen, große Zeiträume und den Aufbau des Planeten Erde als Ganzes in die Überlegungen einbeziehen. Ähnliches gilt für die jüngste israelische Militär-operation „Zuk Eitan“ – „starker Felsen“ –, deren Name von Computern ausgespuckt wurde und nichts mit logischen Überlegungen zu tun hat. Entscheidend für die Beurteilung eines solchen Kriegs dürfen nicht



FOTO © MOHAMMED SABER / EPA / PICTUREDESK.COM

Palästinensische Kämpfer der Al-Quds-Brigaden, militärischer Flügel des palästinensischen Islamischen Jihad



FOTO © ABIR SULTAN / EPA / PICTUREDESK.COM

Kameraden trauern am Grab des israelischen Soldaten Hadar Goldina

„Die letzte Stunde wird nicht kommen, bis die Muslime die Juden bekämpfen und töten.“ – Für die Erlangung dieses Ziels opfert die Hamas ihre eigene Existenz und die des palästinensischen Volks.

emotional gefärbte Zufallsformulierungen sein. Ideologie und Zielsetzung der beteiligten Parteien sind grundlegend und entwirren manch undurchsichtiges Knäuel von Leid, Zerstörung, Rache, Gewalt und Tod. Was der Staat Israel, seine Bevölkerung und Politiker mit nachweisbar überwältigender Mehrheit wollen, kann mit einem Wort auf den Punkt gebracht werden: Ruhe! – Über das „Wie“, also wie ein Ende des Raketenbeschusses aus dem Gazastreifen und vielleicht sogar eine etwas freundlichere Einstellung der Palästinenser erreicht werden könnte, wird heftig diskutiert. So sehr man sich im Ziel einig ist, so viele unterschiedliche Meinungen gibt es in Israel dazu, wie es erreicht werden soll. Was die Hamas will, kann ebenso gut und schriftlich nachweisbar zusammengefasst werden. Die „Islamische Widerstandsbewegung“ will nicht nur ein Ende der Besatzung, die Vernichtung des zionistischen Projekts oder ein Verschwinden aller Juden aus „Palästina“. Das erklärte Ziel der Hamas ist die Vernichtung des jüdischen Volkes als jüdisches Volk weltweit.

„Die Juden lieben das Leben – wir den Tod!“

Die Charta der Hamas, für jedermann im Internet einsehbar, beruft sich auf die Haddithen, wenn sie sagt: „Die letzte Stunde wird nicht kommen, bis die Muslime die Juden bekämpfen und töten.“ In diesem Kampf erwartet die Hamas nicht nur die Hilfe ihrer muslimischen Brüder, sondern auch die Unterstützung der Natur: „Die Juden werden sich hinter Felsen und Bäumen verstecken. Dann werden die Felsen und Bäume sagen: ‚Oh Muslim, oh Sklave Allahs, hier versteckt sich ein Jude hinter mir. Komm und töte ihn!‘“ Für die Erlangung dieses Ziels opfert die Hamas ihre eigene Existenz und die des palästinensischen Volks. „Die

Juden lieben das Leben!“, ist bei der palästinensischen Hamas unbestritten, wird im selben Atemzug aber ergänzt: „Wir lieben den Tod!“ „Dabei ist jeder Muslim ein Mudschahid“, erklärte mir einst Bara Ghayan, Sohn des Hamas-Führers Nizar Ghayan, vor den Trümmern des zerstörten Hauses seiner Familie. „Jeder Muslim, jedes Kind und jeder Alte, jede Frau und jeder Mann haben die Pflicht zum Dschihad, zum Heiligen Krieg.“ Deshalb, so versicherte mir Ghayan, sei es völlig legitim, Männer, Frauen und Kinder als Schutzschilde für die erklärten Ziele der israelischen Luftwaffe einzusetzen. Sein Vater Nizar habe diese Taktik erfunden und vielfach erfolgreich eingesetzt. So die stolze Erklärung Ghayans am 9. Februar 2009 – nachdem die israelische Luftwaffe am 1. Januar im Falle seiner Eltern erstmals menschliche Schutzschilde nicht mehr beachtet hatte. Bei der Explosion des Familienanwesens im Dschabalia-Flüchtlingslager kamen außer Vater Nizar auch seine vier Frauen und elf seiner Kinder ums Leben. Ideologisch erklärt sich die Hamas selbst eins mit den geistigen Nachkommen eines Muhammad Ibn Abd Al-Wahhab, die im Moment so erfolgreich und brutal Afrika und den Nahen Osten erobern. Zu ihnen gehören die ägyptische Muslimbruderschaft, deren palästinensischer Zweig die Hamas ist, die Al-Qaida, die Al-Schabaab in Ostafrika, die Boko Haram in Nigeria, die Al-Nusra-Front in Syrien und der „Islamische Staat im Irak und Großsyrien“, der heute nur noch unter „Islamischer Staat“ (IS) firmiert. „Die Palästinafrage ist keine nationale Frage“, hatte mir Hamas-Scheich Nayef Radschub am 24. Januar 2006 in Dura erklärt. Vielmehr gehe es der Hamas um den weltweiten Herrschaftsanspruch des Islam – und den durchzusetzen sei Aufgabe eines jeden Muslims.

Scheich Nayef zeigte mir diese Zusammenhänge einen Tage vor den palästinensischen Parlamentswahlen, deren Ausgang selbst Insider überraschte. Bei einer Wahlbeteiligung von mehr als 70 Prozent erreichte die Hamas eine Zweidrittelmehrheit. Angesichts der großen internationalen Aufmerksamkeit war niemand in der Lage, die Rechtmäßigkeit dieser Wahl anzuzweifeln. Das palästinensische Volk hatte unmissverständlich seinen Willen bekundet. Allen Umfrageergebnissen und Umständen zum Trotz genießt die Hamas auch aktuell eine überwältigende Popularität unter der palästinensischen Bevölkerung. Eine nachhaltige Analyse der Lage im Nahen Osten und wirksame Unterstützung für eine Entwicklung hin zu einer Zukunft, in der die Völker des Orients und seine Religionen friedlich nebeneinander existieren können, sind nur möglich, wenn man den Realitäten ins Auge sieht. Was Israelis oder Palästinenser „eigentlich“ wollen oder nicht wollen, hilft nicht weiter. Im Kampf gegen eine grausame, todbringende Krankheit wie etwa das Ebolafieber ist es wenig hilfreich, dieses als Magenverstimmung, Unwohlsein oder vorübergehendes Kopfweh zu erklären. Kräutertee und Aspirin sind bei Ebola ebenso machtlos wie gegen Islamismus. Auch ein „Reiß dich zusammen, das wird schon wieder!“ ist wirkungslos. Das einzig Sinnvolle ist in so einem Fall, mit Wikipedia zu bekennen: „Als Therapie stehen bislang lediglich Maßnahmen zur Bekämpfung oder Linderung einzelner Krankheitssymptome zur Verfügung.“ Sodann ist die Krankheit schonungslos zu erforschen – „schonungslos“ sowohl im Hinblick auf den Forscher als auch im Hinblick auf das Forschungsobjekt. Und solange kein Antivirus gefunden wurde, bleibt, um Leben zu retten, nur die Isolierung – auch wenn diese mit Gewalt durchgesetzt werden muss.

derStandard.at



„DER STANDARD beschert mir graue Haare. Aber deshalb abonniere ich ihn ja.“

Markus Zauner, STANDARD-Abonnent seit seiner Gründung 1988



8 WOCHEN 8 EURO

Jetzt bestellen: derStandard.at/1erAbo

DER STANDARD fordert seine Leserschaft täglich aufs Neue heraus. Wie er sich das erlauben kann? Dank jener Menschen, die ihn aus genau diesem Grund abonnieren.

derStandard.at/1erAbo, aboservice@derStandard.at
oder 0810/20 30 40

Angebot gültig bis 31. 12. 2014. Zustellung nur im Inland möglich, sofern in Ihrem Haushalt in den letzten 6 Monaten kein STANDARD-Abo bezogen wurde.



Die Zeitung für Leserinnen



Schimon Peres bei der Friedenskonferenz . . .
 . . . und die Zuhörer, die die nationalistisch
 ausgerichtete Regierungspolitik ablehnen.



Heute

Ein Selbstgespräch
 in Zeiten des Krieges.

VON ANITA HAVIV-HORINER,
 TEL AVIV

Heute dürfte ich einen sehr schlechten Tag haben. Ich freue mich über die patriotischen Schlagzeilen des Blattes *Israel Hayom*, denen ich sonst wahrlich nicht zugeneigt bin. Das ist mild ausgedrückt, sehr mild. Aber es kommt noch schlimmer: Heute will ich einfach nicht die Artikel der von mir so geschätzten liberalen Tageszeitung *Haaretz* lesen. Heute brauche ich einfach Trost, auch wenn ich weiß, dass er trügerisch ist. Heute habe ich meine 78-jährige Mutter angerufen, um meine geplante Reise nach Wien abzusagen. Ich wollte an ihrem Geburtstag bei ihr sein. Sie war in Panik, weinte nur und weigerte sich standhaft, ihren obsessiven Nachrichtenkonsum zu reduzieren. Doch ich kann nicht ins Ausland fahren, während meine beiden Kinder in einem unter Raketenbeschuss stehenden Israel sind. Auch wenn sie erwachsen sind.

Gestern, noch vor wenigen Wochen, am 8. Juli fand die von *Haaretz* veranstaltete Friedenskonferenz statt. Gestern fühlte ich mich aufgehoben unter Israelis und Israelinnen, die so denken wie ich, die die nationalistisch ausgerichtete Regierungspolitik und den immerwährenden Siedlungsbau ablehnen und darin eine Gefahr für Israel sehen. Plötzlich spürte ich physisch die Kluft

Gestern fühlte ich mich aufgehoben unter Israelis und Israelinnen, die so denken wie ich, die die nationalistisch ausgerichtete Regierungspolitik und den immerwährenden Siedlungsbau ablehnen und darin eine Gefahr für Israel sehen.

zwischen mir und der Mehrheit der Israelis noch stärker als sonst.

Der Schriftsteller David Grossman hielt eine inspirierende Rede, in der er forderte, „die Parteien der Verzweiflung“ durch eine „Regierung der Hoffnung“ abzulösen, denn – so der Schriftsteller: „Wir, die wir schon sehr viele Jahre um Frieden bitten, werden aber auch weiterhin hartnäckig auf Hoffnung bestehen. Auf einer realistischen, nüchternen Hoffnung, die nicht aufgibt. Der bewusst ist, dass sie für uns – Israelis wie Palästinenser – die einzige Chance ist, die Schwerkraft der Verzweiflung zu überwinden.“ Die Ikone Grossman wurde mit Standing Ovationen für diesen Aufruf belohnt. Ich konnte gar nicht aufhören zu klatschen.

Krieg, Zerstörung, Hass

Aus meiner Euphorie holte mich am späten Nachmittag der Sirenenalarm in Tel Aviv. Das Ende der Veranstaltung wartete ich nicht ab, sondern fuhr geradewegs nach Hause. Ich wollte vermeiden, mich in der Dunkelheit in den Straßengraben werfen zu müssen. So hoffnungsvoll war ich nun doch wieder nicht. Seitdem ist so viel passiert, Krieg, Zerstörung, Hass ...

Die israelische Autorin Zeruya Shalev, die selbst vor Jahren bei einem Terroranschlag verletzt worden ist, schreibt in der *Zeit*: „... schließlich hat der Konflikt lange vor der Besetzung und vor den jüdischen Siedlungen angefangen, wie könnte man dann hoffen, dass er aufhört, wenn endlich die Besetzung aufhört und die Siedlungen aufgelöst werden.“ Ihrer Frage kann, darf und will ich mich als Israelin nicht entziehen. Niemand, der sich mit dem Nahostkonflikt beschäftigt, sollte diese Tatsache jemals aus den Augen verlieren. Doch aus ihrer Schlussfolgerung höre ich wieder die Stimme

der israelischen Verzweiflung, welche die Verantwortung für die eigenen Fehler verdrängt, nur die Schuld der anderen Seite thematisiert. „Solange die Palästinenser nicht bereit sind, die Anwesenheit der Juden in Eretz Israel zu akzeptieren, wird es keinen Frieden geben“, so erklärt Shalev ihr gebrochenes Herz. Ein Satz, und es öffnet sich wieder eine Kluft für mich.

Dann fallen mir die Tränen meiner Mutter wieder ein. Sie hat nicht nur geweint, weil sie ihre einzige Tochter jetzt nicht sehen kann. Sie hat Angst. Angst vor den gewalttätigen anti-israelischen Demonstrationen, vor der Stimmung in Europa. So ist das bei Holocaust-Überlebenden, die verdrängten existenziellen Ängste kommen hoch, die Vergangenheit holt die Gegenwart ein. Und mich holt der Schmerz meiner Mutter ein.

Gleich steigen in mir wieder Zweifel hoch. War es richtig, den Rechtsruck der israelischen Gesellschaft in Interviews für deutsche Medien anzuprangern? Gebe ich damit den Menschen, die meiner Mutter Angst machen, Munition? Eine Freundin sagte mir vorwurfsvoll: „Im Krieg hätte ich nicht darüber geredet – und schon gar nicht in Deutschland.“

Morgen ist heute gestern

Meine patriotische Tochter sieht mich als realitätsfremde Pazifistin an. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit hält sie mir eine israelische Fahne unter die Nase. Sie weiß, dass ich weder Flaggen noch Hymnen mag, nicht einmal die meines Landes. Und schon gar nicht in Zeiten wie diesen ...

Doch sie irrt sich. Ich bin nicht naiv, mir ist klar, dass Israel bedrohliche Feinde hat, nämlich radikale Islamisten und ihre Organisationen. Da ist es klar und einfach. Der Vertreter

einer deutschen Organisation wollte mich einmal davon überzeugen, dass es bei Hamas auch gemäßigte Strömungen gäbe. Hamas mag zwar hin und wieder pragmatisch agieren, doch gemäßigt kann eine menschenverachtende und offiziell Israels Auslöschung anstrebende Organisation in meinen Augen nie sein. Dem Luxus solch einer Verharmlosung habe ich mich nie hingegeben.

Ein aus Deutschland stammender Freund stellte – wie er meinte – gelassen fest, ich würde mit diesem Text die geläufigen „gutmenschlichen“ Meinungen in Europa bedienen. Seine Kritik nehme ich nicht auf die leichte Schulter, denn diese Befürchtung hege ich selbst.

„Hamas hin oder her, aus meiner bescheidenen Perspektive steht das Leid der zivilen Opfer auf palästinensischer Seite in keinem Verhältnis zu den Opfern Israels“, schrieb eine Deutsche auf Facebook. Tja, so einfach kann das sein. Zu ihrer Bescheidenheit kann man sie nur beglückwünschen. Nuancen mögen viele enthusiastische Israel-Kritiker gerade in Europa nicht. Warum sollten sie das auch? Von der gemütlichen Couch in Berlin aus darf man schwarzweiß sehen.

Viele Israelis ertragen Nuancen auch nicht. Denn diese gehen Hand in Hand mit Selbstkritik. Die ist schmerzlich, wenn man so viele Opfer für seinen Staat gebracht hat. Ich versuche und zwingen mich zu differenzieren, dabei verwirre ich mich selbst am meisten. In diesem kontroversen Monolog kann ich nur versuchen, mir selbst treu zu bleiben, den zwei, drei, vier Israelinnen, die in mir streiten.

Morgen ist heute gestern. Doch das Szenario wird sich nicht ändern und meine Zerrissenheit auch nicht.

Shoa-Überlebende: „Stark, eigensinnig und machtvoll“

Die Shoa zu überleben hat Juden weniger traumatisiert, als „stark, eigensinnig und machtvoll“ gemacht – das sagt die Historikerin Hanna Yablonka.

VON LUKAS WIESELBERG

NU: Shoa-Überlebende haben schreckliche Dinge erlebt, waren traumatisiert. Heute würde man sagen: Sie hätten Hilfe gebraucht, körperliche und seelische Therapie – haben sie die bekommen, in Israel oder anderswo?

Hanna Yablonka: Ich denke, sie haben die Hilfe gar nicht benötigt. Insgesamt sind rund 500.000 Shoa-Überlebende nach Palästina bzw. Israel gekommen. Die meisten von ihnen waren jung, zwischen 15 und 44 Jahren alt. Natürlich hatten sie Traumatisches erlebt. Sie waren aber nicht so traumatisiert, wie Sie es andeuten.

Nur ein Beispiel aus Europa: In den Lagern für „Displaced Persons“ in Deutschland und Österreich gab es in den Jahren des Babybooms die höchsten Geburtsraten weltweit. Das war eine Art biologische Rehabilitation. Sie waren nicht traumatisiert, sondern sie haben beschlossen, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen, mit großer – auch spiritueller – Kraft.

Wie ist es den Überlebenden in Israel ergangen?

Zum Kontext: Der Unabhängigkeitskrieg 1948 war der härteste Krieg, den Israel je gefochten hat. Es gab damals 600.000 Juden in dem Land, die Hälfte von ihnen waren neue Immigranten. 6.000 von ihnen starben in diesem Krieg, 1.800 davon waren Shoa-Überlebende, die die Hälfte der Streitkräfte ausmachten. Es war ein weiterer Überlebenskampf: Wenn Is-

rael den Krieg verloren hätte, wäre der Staat nicht entstanden. Die oberste Priorität war deshalb, den Krieg zu gewinnen oder zumindest zu überleben. Jetzt können Sie mich fragen: „Wow, jemand hat Auschwitz überlebt und muss dann gleich wieder in einen harten Überlebenskampf ziehen. Das ist doch eine große Tragödie!“ Ja, das ist sie in der Tat. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass viele von ihnen freiwillig in diesen Kampf gegangen sind. Der Zweite Weltkrieg hat

sie zu dem Schluss gebracht, dass die Juden ermordet wurden, weil sie kein eigenes Land hatten. Niemand hatte sich um sie gekümmert, und deshalb mussten sie das jetzt selbst tun.

Welchen Stellenwert hatte Israel für die Überlebenden?

Der Staat war so etwas wie eine religiöse Erlösung. Die Überlebenden gaben deshalb alles, was sie hatten, um Israel aufzubauen: die Siedlungen, die Kultur, die Armee. Für sie war Ben

Hanna Yablonka ist Professorin für jüdische Geschichte an der Ben-Gurion-Universität und gilt als Pionierin der Forschung zu Holocaust-Überlebenden.



FOTO © WIENER WIESENTHAL INSTITUT FÜR HOLOCAUST-STUDIEN (VW)

„Der Zweite Weltkrieg hat die Überlebenden zu dem Schluss gebracht, dass die Juden ermordet wurden, weil sie kein eigenes Land hatten. Niemand hatte sich um sie gekümmert, und deshalb mussten sie das jetzt selbst tun.“

Gurion der Vater der Nation, und ich würde auch sagen: wie der heilige Moses. Ich habe das in vielen Dokumenten gelesen, die sie geschrieben haben – mit dem Schiff anzukommen und Haifa zu sehen war eine religiöse Erfahrung, obwohl viele von ihnen gar nicht religiös waren.

Das hatte viel mit den Demütigungen in der Shoa zu tun, und nun hatten sie das Gefühl von Aufbruch und Kompensation. „Wir verdienen dieses Geschenk“, haben sie gesagt. Die meisten von ihnen würden heute – so wie meine Mutter – vermutlich sagen: „Okay, der jüdische Staat ist nicht so geworden, wie wir ihn erträumt hatten, aber er ist noch immer ein Traum und immer noch wert, für ihn zu kämpfen – nicht nur militärisch, auch kulturell und moralisch –, denn du weißt nicht, was es bedeutet, keinen Staat zu haben.“

Wie geht man als Gesellschaft mit hunderttausenden Flüchtigen um, die gerade einen industriellen Massenmord überlebt hatten?

Entgegen einem weit verbreiteten Vorurteil haben die Überlebenden sofort darüber gesprochen – von der Minute an, in der sie aus den Lagern gekommen sind. Beim Zuhören war aber nicht klar, ob man diese schrecklichen Geschichten glauben sollte. Es hat Zeit gebraucht, um das zu verstehen, und das ist erst mit dem Eichmann-Prozess geschehen. Davor galten die Überlebenden als „Schafe im Schlachthof“, weil sie sich nicht gewehrt hatten. Nach dem Eichmann-Prozess wurden sie zu „heiligen Schafe“, wie ich das ein wenig zynisch nenne. Was sich geändert hat, war erstens, dass die Shoa nun auf der europäischen Ebene erzählt wurde. Bis dahin gab es vereinzelte, lokale Erzählungen – aus Warschau, Prag oder Lwiw. Und zweitens haben die Israelis die Gesichter gesehen, die von den Ereignissen erzählt haben. Es hat eine Art Privatisierung der Shoa stattgefunden.

Plötzlich haben die Israelis ein Wissen um die Shoa entwickelt, und das hat alles geändert.

Inwiefern?

Die Überlebenden sind die einzige Gruppe in Israel, die sich einig ist – sonst wird über alles gestritten. Knapp 40 Prozent von ihnen haben von Deutschland zwischen den späten 1950er-Jahren und 1965 Entschädigungszahlungen erhalten. Die meisten von ihnen haben das Geld nicht verwendet, um den eigenen Lebensstandard zu heben, sondern in die Ausbildung ihrer Kinder investiert. Die Überlebenden waren meist sehr erfolgreich, sie nahmen Einfluss auf Gesetze und wurden auf vielen Ebenen zum Rückgrat des Staates: politisch, kulturell, akademisch und ökonomisch. Sie waren nicht unglücklich oder verrückt, sondern stark, eigenständig und machtvoll. Und sie haben nicht erwartet, dass ihnen geholfen wird.

Was ist mit dem „Schuldgefühl der Überlebenden“, das viele Menschen nach traumatischen Erlebnissen haben? Haben darunter nicht auch Holocaust-Überlebende, die nach Israel gekommen sind, gelitten?

Was Sie als „Schuldgefühl der Überlebenden“ bezeichnen, nenne ich „Schuldgefühl der Opfer“. Und das betrifft nicht nur die Überlebenden, sondern die gesamte jüdische Welt in den ersten zehn Jahren nach dem Krieg. Das ist ein sehr jüdisches Phänomen. Wenn man das mit anderen Ländern vergleicht, die von den Nazis besetzt waren: etwa Frankreich, dessen Narrativ nach dem Krieg hauptsächlich darin bestand, die Deutschen zu verurteilen und das eigene Verhalten zu heroisieren. Erst in den späten 1980er-Jahren haben sich die Franzosen mit ihrer massiven NS-Kollaboration auseinandergesetzt. Die jüdische Welt hat in dem Versuch, diese riesige Tragödie zu ver-

stehen, auf sich selbst geblickt. Die unmittelbare Anschuldigung bestand aus zwei Teilen. Zum einen, dass der Massenmord durch jüdische Funktionäre ermöglicht wurde, etwa den Judenräten; zum anderen, dass die Diaspora-Juden historisch schwach waren. Dazu kamen die weitverbreiteten Schuldgefühle der Juden in Palästina, den USA und anderen Ländern, die nicht unter der Nazi-Herrschaft waren – all jene, die aus Europa stammten und ihre Familien zurückgelassen hatten. Sie haben sich alle gefragt: „Was haben wir getan, um unsere Familien zu retten?“ Und die Antworten waren sehr traurig. Das Resultat war ein allgemeines Schuldgefühl, ein riesige kollektive Tortur, was sich nach dem Eichmann-Prozess erst langsam geändert hat. Aus dem „Schuldgefühl der Opfer“ wurde ein „Schuldgefühl der Mörder“.

Viele Überlebende litten unter Schuldgefühlen, sie versuchten einen Sinn aus ihrem eigenen Überleben zu ziehen. All das hat aber nichts damit zu tun, dass die Überlebenden das Leben, den Wiederaufbau und die Regeneration gewählt haben, und nicht den Sturz in die Verzweiflung. Ich glaube, dass es das Wunder ihres Überlebens verlangt hat, diesem eine gewisse Bedeutung zu geben. Diese Bedeutung haben viele in ihrer aktiven Rolle beim Aufbau des jüdischen Staates und im Schaffen neuer Familien gesehen. In gewisser Weise war das eine Verpflichtung gegenüber ihren ermordeten Familien. Man kann sagen, dass dieses Schuldgefühl tatsächlich ein mächtiger Katalysator dafür war, so positiv aktiv zu sein.

Gibt es einen Unterschied zwischen Überlebenden, die in ihre Heimatländer – so wie Österreich – zurückgekehrt sind, und jenen, die in die USA bzw. nach Israel gegangen sind?

Der wichtigste Unterschied betrifft den Umstand, dass die „Israelis“ zum ersten Mal nach 2.000 Jahren im Exil

„Die Shoa ist der Kompass, mit dem sich viele Israelis heute in ihrer Gegenwart orientieren und mit dem sie ihre existenziellen Entscheidungen treffen. Das ist eines der größten Hindernisse, wenn es darum geht, Israel zu einem normalen Staat zu machen.“

Teil der Mehrheit einer Gesellschaft waren. Das hatte eine dramatische Änderung in der Selbstwahrnehmung zur Folge. Sie wandten sich von der Vergangenheit ab und wurden Begründer eines völlig neuen Kapitels in der jüdischen Geschichte: des Kapitels jüdischer Souveränität. Das bedeutete eine grundlegende Verlagerung von all den „Krankheiten des jüdischen Lebens“ in der Diaspora.

Die „Amerikaner“ waren hingegen wieder eine Minderheit. Wegen der Stärke der Überlebenden und ihrer Entscheidung für Leben und Vitalität haben sie die Chancen ergriffen, die ihnen Amerika bot. Sie wurden eine sehr erfolgreiche Gruppe, die die amerikanische Kultur und Wirtschaft stark beeinflusst hat – sie blieb aber immer eine Minderheit.

Die „Europäer“, und damit meine ich in erster Linie die aus Ost- und Mitteleuropa, waren hinter dem Eisernen Vorhang gefangen – und dort als Minderheit sowohl dem traditionellen Antisemitismus als auch den Schrecken der kommunistischen Herrschaft ausgesetzt – man denke nur an die „Ärzteverschwörung“ unter Stalin. Außerdem lagen in diesen Ländern die Massengräber ihrer Familien und Gemeinden.

Inwieweit bestimmt die Shoa heute noch das Selbstverständnis von Israel?

Unglücklicherweise steht sie im Zentrum der nationalen Identität Israels. Sie ist der Kompass, mit dem sich viele Israelis heute in ihrer Gegenwart orientieren und mit dem sie ihre existenziellen Entscheidungen treffen. Das ist eines der größten Hindernisse, wenn es darum geht, Israel zu einem normalen Staat zu machen. Und es behindert auch den Friedensprozess mit der arabischen Welt und speziell mit den Palästinensern. Ich träume jeden Tag und jede Nacht davon, dass wir endlich in Frieden mit ihnen leben können.



„Viele Überlebende litten unter Schuldgefühlen, sie versuchten einen Sinn aus ihrem eigenen Überleben zu ziehen.“

Wie könnte so eine Normalisierung aussehen können?

Ganz einfach in einer Zweistaatenlösung, die den Palästinensern ihre Unabhängigkeit gibt, die sie so sehr verdienen, und den Juden die ihre, die sie genauso verdienen. Wenn die Franzosen und Deutschen ihre Beziehungen normalisieren konnten, weiß ich nicht, warum dass die Israelis und Palästinensern nicht auch tun können – vorausgesetzt, beide wenden sich von der Vergangenheit ab und denken an die Gegenwart und die Zukunft. Die Shoa ist in dieser Hinsicht ein schlechter Ratgeber.

Sie sollte also eine geringere Rolle spielen?

Absolut. Was nicht heißt, dass wir nicht an sie erinnern sollen. Für meine eigene Familie war die Shoa eine große Tragödie, ich heiße Hanna nach meinen beiden Großmüttern, die in Auschwitz ermordet wurden. Meine Kinder und ich werden deshalb bis zum Rest unseres Lebens an unsere Familie denken, und ich hoffe, die Erinnerung wird danach in der Familie weiterbestehen. Dennoch gilt: Ich erinnere mich, aber das ist nichts, woraus ich meine existenziellen Entscheidungen treffe.

Ich habe heute einen eigenen Staat und ich möchte, dass er ein normaler Teil der Völkergemeinschaft ist; ein Staat, der sich um die jungen Menschen kümmert und der für ihre Bildung sorgt. Ich möchte meine Anstrengungen einer gerechten und gebildeten Gesellschaft widmen, und das kann nicht geschehen, wenn die Shoa immer der Hintergrund ist. Die Shoa ist ein tragisches und dunkles Kapitel, an das man sich erinnern soll – aber nichts, worauf man sich immer bei den Entscheidungen der Gegenwart beziehen soll.

Das Interview ist in einer kürzeren Version auf science.ORF.at erschienen.



Let us tell you about Vienna
Sightseeing
Stadtrundfahrten
Ваш русский гид в Австрии

Abfahrt / departure:
Albertinaplatz 2
www.redbuscitytours.at

**Wir wünschen Ihnen
ein frohes neues Jahr!**

**Ambulatorium Helia
Betriebs-GmbH**

Dr. Hava Bugajer

wünscht allen
PatientInnen und FreundInnen
alles Gute für das Neue Jahr

RA Dr. Thomas Fried
§ kein Partner
1010 Wien, Gonzagagasse 11
Tel. 01/ 533 04 33
wünscht allen Freunden,
Bekannten und Klienten
ein glückliches Neues Jahr

Romit Consulting GmbH

Graben 19, 1010 Wien
sowie

Familie Robert Herscovic
wünschen

שנה טובה

**Elisabeth und
Felix Dvorak**

wünschen allen Freunden
ein glückliches, gesundes und
friedliches Neues Jahr



Gertner Immobilien GmbH
PALAIS SCHÖNBURG
DIE RESIDENZ FÜR IHRE EVENTS
<http://www.palais-schoenburg.at>

wünscht allen Geschäftspartnern
und Freunden des Hauses
ein schönes Neues Jahr

כתיבה וחתימה טובה

Familie Ludwig Lanczmann
Firma E.T.C.

wünscht allen Freunden,
Verwandten und Bekannten ein
glückliches Neues Jahr

Dr. Gabriel Lansky und Familie

wünschen allen
Freunden und Verwandten
ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

Dr. Timothy Smolka
und
Dr. Franziska Smolka
und



Wiener Jüdischer Chor

wünschen allen Freunden und
Bekannten schöne Feiertage
und Schana Tova ve metuka

Die Familien
**Dr. Walter und
Prof. Dr. Mostbeck**

wünschen allen Freunden
und Verwandten ein
glückliches Neues Jahr

Familie Lewkowicz

wünscht allen Verwandten und
Freunden ein
glückliches Neues Jahr

שנה טובה

כתיבה וחתימה טובה



Familie Teichner entbietet allen
Freunden und Kunden zum Jahreswechsel
die besten Glückwünsche

Karlheinz HORA

Bezirksvorsteher des 2. Bezirks

1020 Wien, Karmelitergasse 9
post@bv02.wien.gv.at
Telefon: +43 1 4000-02111
wünscht alles Gute

Sprechstunden:

- nach telefonischer Vereinbarung
am 3. Donnerstag im Monat, ab 15 Uhr
in 1020 Wien, Karmelitergasse 9 und
- jeden 1. Mittwoch im Monat, 17-18 Uhr
außer Juli und August
in 1020 Wien, Praterstern 1

**Oberrabbiner
Paul Chaim Eisenberg
und Annette Eisenberg**

wünschen allen Verwandten und
Freunden ein glückliches
Neues Jahr

שנה טובה

**Univ.-Prof.
Dr. Gerald E. Wozasek**

0664/ 3582664
wünscht allen Patienten
und Freunden ein
glückliches Neues Jahr

Mag. Julius Dem, MBA

Allg. beeideter und gerichtlich
zertifizierter Dolmetscher
für Hebräisch

wünscht allen Verwandten,
Freunden und Kunden
ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

Schana Tova

wünschen

Marika und Paul Lichter

Agentur Glanzlichter
Trattnerhof 2, 1010 Wien



כתיבה וחתימה טובה

Zu den Feiertagen die
besten Wünsche allen
Verwandten und Freunden
im In- und Ausland

Pierre Lopper und Familie

Rotenturmstraße 27/2a, 1010 Wien
Tel. 01/ 367 93 00
E-Mail: plopper@chello.at

Sonja und Ivan Roth

wünschen allen
Verwandten und Freunden
ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

Dr. Martin Scharf und Familie

Facharzt für Gastrologie
1060 Wien, Rahlgasse 1
wünschen allen Freunden und
Verwandten ein frohes Neues Jahr

שנה טובה

Jewish Welcome Service

wünscht allen Freunden und
Bekannten ein gutes Neues Jahr
www.jewish-welcome.at

שנה טובה

שנה טובה

Wir wünschen allen Verwandten
und Freunden ein glückliches,
gesundes und erfolgreiches Neues Jahr

Danielle und Martin Engelberg
Sammy, Rachel, Debbie

**Die NU-Redaktion wünscht
allen Leserinnen und
Lesern ein gesundes,
friedliches und
glückliches Neues Jahr!**

SCHANA TOVA U'METUKA



Verpackung & Versand

**Zum Neuen Jahr wünscht
Dana & Mag. Daniel Deutsch
alles Gute!**

**Zerbrechliche, sperrige oder
empfindliche Sendunge?**
Überlassen Sie Verpackung und Versand
den Experten von MBE!

**Wir bieten Ihnen individuelle Lösungen für jeden Versand
und Verpackung.**

www.mbe-co.at



Gonzagagasse 16
1010 Wien
Tel. 01 533 81 07-18
works.boerse@chello.at

Walfischgasse 6
1010 Wien
Tel. 01 512 88 55
mbe.works@chello.at

Dresdnerstrasse 60
1200 Wien
Tel. 01 333 63 93-33
mbe0033@mbe.at

Ruben Korab

wünscht der Gemeinde

שנה טובה

Ihr Immobilienprofi in Tel Aviv und Herzeliyr.
Kauf, Verkauf und Mieten.
www.fusiontlv.com/de



AWP ARCHITEKT
WEINMANN
& PARTNER

ZIVILTECHNIKERGESELLSCHAFT M B H
Im Werd 6/31, A-1020 Wien - +43 1 212 72 96 (Fax DW19)
e-mail: office@weinmann.at - web: www.weinmann.at

wünschen allen Freunden und Kunden
schöne Feiertage



בס"ד

*„Die Armen seines Hauses kommen vor den Armen seiner Stadt und die Armen seiner Stadt kommen vor den Armen einer anderen Stadt“
Deut., 15:11*

Die Vorstandsmitglieder Renate Erbst, Marika Haraszi, Rosina Kohn,
Mag. Hanna Morgenstern, Elisabeth Wessely sowie Mag. Daniela Haraszi

wünschen ein glückliches Neues Jahr 5775

שנה טובה ומבורכת

und bedanken sich bei allen Mitgliedern, Spendern und Sponsoren für die bisher geleistete Unterstützung im Namen der von uns betreuten Personen.

Bitte helfen Sie uns alle Menschen zu unterstützen, welche sich nicht einmal zu den kommenden hohen Feiertagen genügend Grundnahrungsmittel kaufen können!

A-1010 Wien, Seitenstettengasse 4 Telefon: 0699 125 99 333 Zivl. Zahl: 175663693 E-Mail: ohel-rahel@ohel.at, info@ohel-rahel.at Home: www.ohel-rahel.at

Schanah towah!

Ein gutes neues Jahr
wünscht

Mag. Dr. med. univ. Alexander Tuschel
Oberarzt am Wirbelsäulenzentrum Wien-Speising

www.tuschel.at

Auswege aus Sackgassen und Verstrickungen

Vor vierzig Jahren starb Jacob Levy Moreno, der Begründer des Psychodramas, der Soziometrie und der Gruppenpsychotherapie. Ein Blick zurück in seine Wiener Jahre.

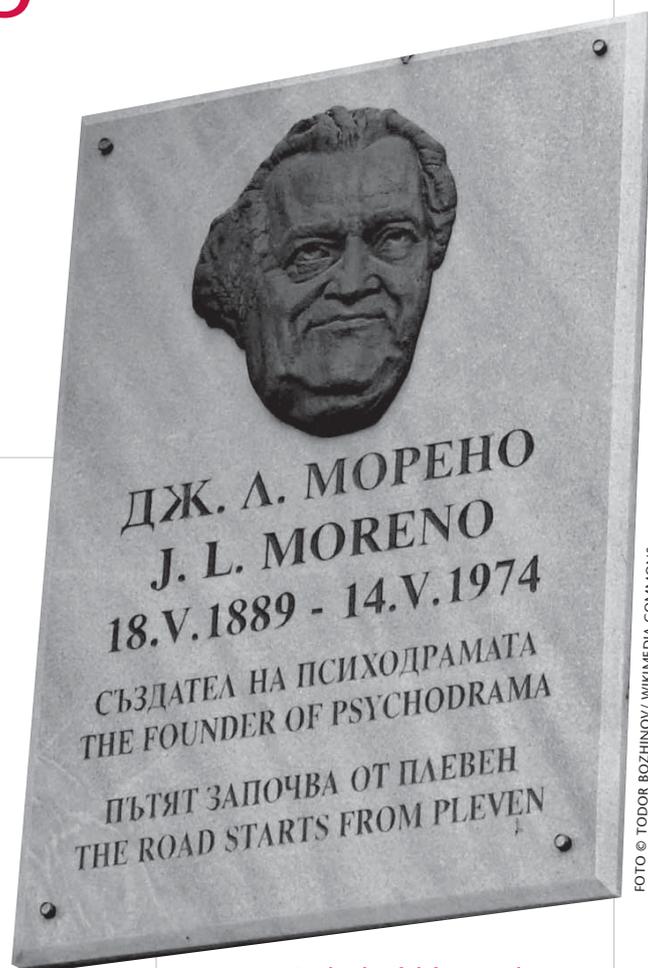
VON HARALD KATZMAIR

Verfolgt man die Wiener Jahre (1896 – 1925) von Jacob Levy Moreno, dem unter Psychologen und Soziologen bis heute weithin bekannten Arzt und Psychiater, Begründer der Soziometrie und des Psychodramas sowie der modernen Netzwerkanalyse, so lassen sich Umriss einer Lebensgeschichte freilegen, die – gekennzeichnet durch Rastlosigkeit, Kreativität und Mut – zu den schillerndsten, aber auch am wenigsten erzählten jüdischen Geschichten gerechnet werden muss, die Wien in den Tiefen seines Gedächtnisses verborgen hält. In einer Welt, in der wir täglich mit Bildern aus dem Nahen Osten konfrontiert werden, die dem Weltgerichtstriptychon von Hieronymus Bosch entsprungen sein könnten – Bildern von Massenexekutionen, geköpften Kindern und gekreuzigten Männern, deren Todesangst und Qualen mit Smartphones gefilmt werden –, in einer Welt enthemmter politischer und religiöser Fundamentalismen ist das Grundmotiv des Werks von Jacob Moreno Levy von tiefgreifender Aktualität: Es ist der Versuch, die Menschheit aus dem erstickenden und für die meisten Kriege und Grausamkeiten verantwortlichen Gefängnis von erstarrten

Rollen, Identitäten und Vorurteilen zu befreien und anstelle dessen die kathartischen Kräfte gemeinsamer Spontaneität und Kreativität zu setzen.

Revolutionäre Sozialexperimente

Jacob Morono Levy wurde 1889 in Bukarest als Sohn des Getreide- und Ölhändlers Moreno Nissim Levy und der Mutter Paulina Inancu als erstes von sechs Kindern geboren. Erst nach seiner Immigration in die USA (1926) wird Moreno den Vornamen seines Vaters als Familiennamen annehmen. Auch das Datum seiner Geburt wird Moreno verändern: Zum Gedenken an die Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahr 1492 wird er 1892 als Geburtsjahr anführen. Als Kind sephardischer Juden beginnt Moreno sein Bibelstudium im Alter von vier Jahren bei Rabbi Hayim Bejarano; von katholischen Einflüssen seiner Mutter geprägt, die einige Jahre in einem Konvent verbracht hatte, faszinieren ihn aber auch die Rituale



Gedenktafel für Jacob Moreno in Bulgarien

der griechisch-orthodoxen Kirche. 1896/97 übersiedelt die Familie nach Wien, wo sie in der Lilienbrunnngasse 11 im 2. Bezirk wohnt und Jacob Moreno Levy die Volksschule besucht. Seine Bar Mizwa wird in der türkisch-sephardischen Synagoge in der Zirkusgasse 22 gefeiert, 1909 bis 1917 studiert er zuerst Philosophie, dann Medizin an der Universität Wien. Moreno beginnt schon früh mit seinen revolutionären Sozialexperimenten. Bereits um 1907, also mit

Die Botschaft des „jungen Moreno“ an uns: Eine Kultur der Fragmentierung, die durch Egoismus, Klüngeldenken und permanenten Wettbewerb jeder gegen jeden geprägt ist, schafft keine gesunde, innovative, erfolgreiche Gesellschaft.

18, initiiert er Stegreiftheater mit Kindern im Wiener Augarten und dokumentiert seine Arbeit im Text *Das Kinderreich*. Mit seinem Freund und Weggefährten, dem chassidischen Philosophiestudenten Chaim Kellner, gründet er 1909 im 2. Bezirk das „Haus der Begegnung“, eine Anlaufstelle für Flüchtlinge und Einwanderer, die es erlauben soll, gemachte Erfahrungen in Gruppen-Settings aufzuarbeiten.

Mit den Prostituierten am Spittelberg entwickelt er 1913 eine Art Selbsthilfegruppe und schult ältere Prostituierte, um durch „Peer-Coaching“ Geschlechtskrankheiten unter den jüngeren Kolleginnen zu minimieren. Während des Krieges ist Moreno 1915–1917 Hygienebeauftragter im Barackenlager Mitterndorf an der Fischea, wo er seine ersten größeren soziometrischen Experimente unter Flüchtlingen aus dem österreichisch-italienischen Kriegsgebiet durchführt. Dabei sollten Konflikte unter den Insassen durch eine Optimierung der Nachbarschaften auf Basis von freien soziometrischen Wahlen (Sympathie–Abneigung) verringert werden, ein Konzept, das er später in der USA systematisch in unterschiedlichen Institutionen (z.B. im Sing-Sing-Gefängnis) anwenden wird.

Moreno ging der Versuch der sozialen Emanzipation, wie sie die Sozialdemokraten und Kommunisten forderten, nicht tief genug. Die Befreiung von ökonomischer Unterdrückung und Ausbeutung müsse von der Befreiung psychisch-kultureller Fesseln begleitet sein, sonst würden die Menschen nach der Revolution nur wieder in alte, eingefrorene, erstarrte Schemata, Verhaltensweisen und Rollen, ihre „Konserven“, zurückfallen.

Moreno war überzeugt davon, dass durch die Schaffung von Orten und Bühnen Menschen dazu „empowert“ werden können, in der Dramatisierung ihrer eigenen Lebenswelt, im

Nachspielen ihrer täglichen Erlebnisse, selbsttätig Alternativen und Auswege aus psychischen und sozialen Sackgassen zu finden. Denn erst durch das Verlassen vorgegebener „Scripts“ und Rollen, die Überwindung der „Konserven“, könnten Lösungen für die drängendsten psychischen und sozialen Nöte und Fragen gefunden werden. Der Grundstein der sozialen Kreativität und Innovation liegt nach Moreno in der Begegnung von Menschen jenseits von Standesdünkel und ethnischer Herkunft, jenseits von parteipolitischer oder religiöser Zugehörigkeit, in ihrer Fähigkeit zur Spontaneität, der Fähigkeit, gemeinsam Neues hervorzubringen – ideales Experimentier- und Lernfeld dafür ist ihm das Stegreiftheater, das Begegnungen von Menschen ohne vorgefertigtes Drehbuch ermöglicht.

Morenos schillerndes Wirken

Die verbleibende Zeit nach dem Krieg in Wien ist weiter turbulent und schöpferisch: dadaistische Theateraufführungen im Wiener Komödienhaus (*Das Narrentheater des Herrn der Welt Jacob von Levy*), gruppenganalytische Experimente der freien Assoziation („Diwan-Experiment“), die Gründung eines Stegreiftheaters in der Maysedergasse 2 im 1. Bezirk, Skizzen zum „Theater ohne Zuschauer“, zahlreiche anonyme Schriften (darunter die 1924 erscheinenden, sprachlich imposanten Schlüsselwerke *Rede über den Augenblick* und *Rede über die Begegnung*) und das Experiment der „lebendigen Zeitung“, bei dem er Wiener Kaffeehausbesucher auffordert, die Schlagzeilen aus Zeitungsberichten nachzuspielen – ein Experiment, das er später in den USA weiterverfolgen wird. 1925 verlässt Moreno Wien und wandert über Hamburg in die USA aus, wo er sich mit einer Apparatur für Ton- und Bildspeicherung den ökonomischen Durchbruch erhofft, indes aber eine

sehr erfolgreiche Karriere als Arzt, Therapeut und Mitbegründer der psychodramatischen Bewegung beginnen wird.

Morenos schillerndes Wirken in seiner Wiener Zeit wirft ein Licht auf die außergewöhnliche Vielfältigkeit, Kreativität und Dynamik einer sich am Höhepunkt befindlichen jüdischen Intelligenz und Kultur. Gleichzeitig geben Morenos frühe Arbeiten Einblick in die kulturellen Bedingungen und die soziale Ökologie, aus der heraus sich die moderne Netzwerkanalyse entwickelt, zeigen die frühen soziometrischen Darstellungen doch offensichtliche Ähnlichkeit mit den Lebensbaum-Darstellungen der Kabbala. In den *Sephirot* des Lebensbaums ist der schöpferische Gott nicht als singuläre Entität gedacht, sondern als komplexes Netzwerk von Eigenschaften, die aufeinander bezogen sind; und nur durch diese Bezogenheit sind lebendige schöpferische Prozesse möglich. Das ist der faszinierende Grundtenor in Morenos Werk: Katharsis ist nur dort möglich, wo die Bezogenheit zwischen den Menschen wiederhergestellt wird (in der „Begegnung“, wie Moreno formuliert) und das kreative Potenzial in den Beziehungen sich befreien und entfalten kann. Heilung und schöpferische Tätigkeit sind für Moreno ein und dieselbe Bewegung.

Das ist die eigentliche Botschaft des „jungen Moreno“ an uns: Eine Kultur der Fragmentierung, die durch Egoismus, Klüngeldenken und permanenten Wettbewerb jeder gegen jeden geprägt ist, schafft keine gesunde, innovative, erfolgreiche Gesellschaft. Umso dringlicher wäre es, inspiriert von Jacob Levy Moreno, neue soziale Experimente zu wagen, um neue Ausgänge aus Sackgassen und Verstrickungen freizulegen und um unser Leben neuen Begegnungen zu öffnen.

Der verbrannte Friedensnobelpreisträger

Das Bezirksmuseum Alsergrund arbeitet daran, die Erinnerung an Friedensnobelpreisträger Alfred Hermann Fried wieder aufleben zu lassen.

VON DAVID BOROCHOV

Würde man auf der Straße Passanten nach österreichischen FriedensnobelpreisträgerInnen fragen, ist ein Name jedenfalls nie weit: Bertha von Suttner. Und das natürlich zu recht. Jedoch wissen nur wenige, dass es auch einen anderen österreichischen Träger dieses Titels gibt: Alfred Hermann Fried. Er erhielt ihn im Jahr 1911, unter anderem aufgrund seiner pazifistischen Zeitschrift *Die Waffen nieder!*.

Sein Weg dahin, das darauffolgende Verbrennen seiner Werke und das Vergessen seiner Person wird erst Jahrzehnte später wieder aufgearbeitet.

Angefangen hat sein pazifistischer Weg im Alter von 17 Jahren, als er eine Ausstellung des russischen Malers Wassilij Wereschtschagin besuchte und die Absurdität der Gemälde ihn zutiefst bewegte. In seinen Memoiren heißt es hierzu sinngemäß: „Als ich die Ausstellung verließ, gehörte ich einer Ideologie an, für die es zum damaligen Zeitpunkt nicht einmal einen Namen gab.“

Er brach die Schule ab, wurde Buchhändler und später Journalist und aktiver Pazifist. Etwa zu der Zeit lernte er Bertha von Suttner kennen und arbeitete eng mit ihr zusammen, aber auch privat waren sie gute Freunde. Umso verwunderlicher scheint unter diesen Umständen, wieso sie sich bei



FOTO © GEORGE GRANTHAM BAIN COLLECTION / WIKIMEDIA COMMONS

Lange vergessen:
Alfred Hermann Fried (1864-1921)

seiner Nominierung für den Friedensnobelpreis gegen ihn stellte. Eine logische Begründung ist nicht bekannt, Historiker vermuten, dass sie einfach eine Diva war.

Ein Jahr darauf, im Jahr 1911, erkannte Fried bereits die Spannungen, die zum Zerfall der europäischen Staatenordnung führen würden. Trotzdem war er entschlossen, im September 1914 zu einer internationalen Friedenskonferenz mit hochkarätigen Gästen einzuladen. Als Kaiser Franz Josef dann den Krieg erklärte, musste sie abgesagt werden, was für Fried eine Katastrophe war, die er nicht vergessen konnte.

Seine Zeitschrift *Friedens-Warte* wurde in Deutschland und Österreich-Ungarn verboten, er wurde zur unerwünschten Person erklärt und wanderte in die Schweiz aus. Diese gesamte Reise dokumentiert er in seinen Kriegstagebüchern. Während er in den ersten beiden Kriegsjahren sicher war, dass Europa einen vernichtenden Krieg brauche, um einzusehen, dass nur die Vereinigten Staaten von Europa bestehen könnten, wusste er bereits 1916, dass ein Zweiter Weltkrieg stattfinden würde. Den Versailler Friedensvertrag sah er mehr als kritisch.

Nach dem Krieg kehrte er nach Wien zurück, zog in das Gartenhaus eines guten Freundes im 17. Bezirk. Bald darauf bekam er eine Lungenentzündung, die er nicht mehr überstand. In den nachfolgenden Jahren wurden seine Werke verbrannt, vor allem durch die Nazis: er war Jude, Pazifist und Freimaurer.

Bis zum 18. Oktober kann man die Ausstellung über Alfred Hermann Fried im Bezirksmuseum Alsergrund besuchen.

Öffnungszeiten BM Alsergrund:

Montag bis Mittwoch:
10:00-12:00 Uhr und 14:00-16:00 Uhr
Samstag: 14:00-16:00 Uhr

www.bezirksmuseum.at

www.friedensnews.at



Als Hotspot gilt Gottlieb's Delicatessen: Mazzeckneidl, Tscholent, Lokschenkigl und vieles mehr wird aufgetischt.

Ein Shtetl in New York

Wer bei seinem nächsten New-York-Besuch einmal etwas anderes erleben möchte, dem sei ein Besuch in Brooklyn empfohlen. Jenseits der touristischen Trampelpfade ist das Stadtviertel Williamsburg zu entdecken, das in vieler Beziehung dem untergegangenen Shtetl Osteuropas ähnelt.

VON DANIELLE SPERA

Die New Yorker U-Bahn-Station Marcy Avenue und deren unmittelbare Umgebung lassen nicht erahnen, dass nur wenige Straßenzüge weiter die Zeit stehen geblieben zu sein scheint. An der Straßenecke hat ein älterer Hispanic ein elektronisches Klavier aufgestellt und singt inbrünstig in sein Mikrofon: „Jesus is my big love ...“ Teilnahmslos passiert eine Gruppe von Hipsters den glücklosen Sänger, als plötzlich ein Mann um die Ecke biegt, den man in diesem Szenario nicht vermutet: Er ist der erste der

Satmarer Chassidim, die wir hier zu Gesicht bekommen.

Wenige Schritte weiter ist alles anders. Man wähnt sich nicht mehr in New York. Das Straßenbild wird von geschäftig herumlaufenden Männern in schwarzen Anzügen und schwarzen Hüten beherrscht, einige Frauen unterhalten sich, umringt von Kindern und Kinderwägen. Jede Aufschrift ist in hebräischen Buchstaben verfasst und in jiddisch geschrieben. Koschere Supermärkte wechseln sich mit Geschäften ab, die Kleidung für Herren

anbieten – ausschließlich schwarze Anzüge und weiße Hemden –, Hüte für Männer oder Kopfbedeckungen verschiedenster Art für Frauen. Das Wichtigste hier ist neben der strengen Einhaltung der Kaschrut, des koscheren Essens und religiösen Tagesablaufes, die Zniut – die Sittsamkeit, sowohl in der Kleidung (der Körper soll so gut wie möglich bedeckt sein) als auch im Benehmen. Dies sieht man auch an den Häusern, alles wirkt aufgeräumt, jedoch karg. Wenn man eine Werbung entdeckt, so dient sie

Das Straßenbild wird von geschäftig herumlaufenden Männern in schwarzen Anzügen und schwarzen Hüten beherrscht, einige Frauen unterhalten sich, umringt von Kindern. Jede Aufschrift ist in hebräischen Buchstaben verfasst und in Jiddisch geschrieben.

z. B. zur Bekanntmachung einer neuen Produktion von Schtreimel, einer Kopfbedeckung aus Pelz, die verheiratete chassidische Männer zu den Feiertagen oder Festen tragen.

Besucher, die nicht zur Gemeinde gehören, fallen sofort auf. Distanziert, aber nicht unfreundlich fallen die Begegnungen aus. Plötzlich werden wir von einer Frau in jiddisch angesprochen. Sie fragt, woher wir kommen und schwenkt auf Englisch um, das hier fast als Fremdsprache gilt. „Sie werden sich wundern, weshalb hier so wenige Frauen zu sehen sind. Im Sommer fahren die Frauen mit den Kindern aufs Land, die Männer bleiben hier, um zu arbeiten. Wir sind nur hier, weil wir gerade unsere größeren Kinder abholen, die von den Sommercamps kommen“, erklärt sie, wäh-

rend sie auf die anderen Frauen auf der Straße zeigt. Ein Schulbus mit hebräischer Aufschrift parkt gegenüber der Synagoge und bringt große Pakete mit den Ausstattungen von den Sommercamps. Die Kinder nehmen vom Bettzeug bis zu den Handtüchern ihre eigenen Sachen dorthin mit.

Eigentlich sind wir mit Frieda Vizel verabredet, die über die Homepage Visithasidim.com Führungen durch Williamsburg anbietet. Die 29-Jährige ist nicht die Einzige, die durch das ultrareligiöse Viertel führt. Allerdings gibt es bei Frau Vizel eine Besonderheit. Sie kennt die Straßenzüge hier wie kaum jemand anderer. Frieda Vizel wurde in die Gemeinschaft der Satmarer Chassidim hineingeboren, die sich einem der modernen Gesellschaft vollkommen abgewandten

Leben widmen. Von ihr erfährt man nicht nur vieles über die Geschichte der Chassidim, sondern auch über deren aktuelles Leben in Williamsburg oder in Kyrias Joel, einer chassidischen Ortschaft in Orange County. Das Ziel von Frau Vizel ist es, den vielleicht verklärten Eindruck vom Shtetl-Leben auf den Boden der Realität zu bringen.

Wie alle Mädchen hier wurde auch sie mit 18 Jahren verheiratet. Ein Schachchen (Heiratsvermittler) brachte den ihr unbekanntem, aber für die Familie passenden Bräutigam, den sie nur eine halbe Stunde lang sehen durfte – bei offener Tür, die Eltern passten im Nebenraum auf. Nach einer Pause von einigen Wochen, in denen es keinen Kontakt gab, wurden Frieda und der junge Mann verheiratet. Die chassidische Welt schien perfekt. Bald war ein Sohn geboren, doch Frieda war mit ihrem Mikrokosmos nicht mehr im Einklang. Sie begann sich mit den neuen Medien zu beschäftigen und die Lebensordnung, in der sie aufgewachsen war, zu hinterfragen. Nach mehreren gescheiterten Versuchen, ihre frühere Ordnung wiederherzustellen, trennte sie sich von ihrem Mann und verließ gemeinsam mit ihrem Sohn die Satmarer Gemeinschaft, erstaunlicherweise in Frieden und Eintracht mit ihrer Familie. Das sei ganz und gar nicht selbstverständlich, berichtet sie. Frieda zog in ein anderes Stadtviertel und schickte ihren Sohn in eine öffentliche amerikanische Schule. Sie spricht nicht jiddisch, sondern englisch mit ihm und hat auch ihr Äußeres abgelegt. Heute trägt sie keine Perücke mehr, sondern zeigt ihr lockiges brünettes Haar und trägt Jeans, als ob sie das schon ihr ganzes Leben lang getan hätte.

Kopfbedeckungen verschiedenster Art für Frauen und ...



Respekt vor der Gemeinde

Auch wenn Frieda Vizel aus der Satmarer Gruppierung ausgestiegen ist, hat sie großen Respekt vor allen, die ihr Leben weiter nach den strengen

Das Wichtigste hier ist neben der strengen Einhaltung der Kaschrut, des koscheren Essens und religiösen Tagesablaufes, die Zniut – die Sittsamkeit, sowohl in der Kleidung (der Körper soll so gut wie möglich bedeckt sein) als auch im Benehmen.

Regeln ausrichten. Es sei ganz und gar nicht selbstverständlich, dass sie weiterhin akzeptiert werde und vor allem nicht, dass sie mit „Fremden“ durch das Viertel spaziert. Darüber ist sie sehr glücklich. Auch wenn manchmal Kritik zu hören ist, dass die Besucher, die hierher kommen, wie Schaulustige Religionsvoyeurismus betreiben würden. Ihr ist es am wichtigsten, dass die Menschen über die Tradition und die Gegenwart der Satmar-Bewegung hören.

Freitagabends und an den Feiertagen kommt Frieda Vizel offiziell zurück und verbringt diese wichtigen Stunden gemeinsam mit ihren Eltern und Geschwistern. So ganz hat sie sich also doch nicht verabschiedet. Nur wenige tauschen ihr Leben in der chassidischen Welt gegen ein modernes ein. „Noch sind es wenige“, meint Frieda, sie könne aber nicht ausschließen, dass sich das durch die vielen aktuellen Kommunikationsmöglichkeiten nicht ändert. Allerdings haben die Familien hier weder Fernsehen noch Radio. Sie weiß von manchen Familien, die sich offiziell ein Tiefkühlgerät kaufen, in dem sie einen Fernseher ins Haus schmuggeln, der dann geheim im Keller benützt werde. Da es bei der Gründung der Satmarer Bewegung diese Erfindungen noch nicht gab, sind sie auch nicht erwünscht, außerdem wird man dadurch nur vom Wesentlichen abgelenkt: vom religiösen Leben nach den Grundsätzen der Tora.

Knisches und Rogelach

Als Hotspot, wenn man das so bezeichnen darf, gilt hier Gottlieb's Delicatessen, ein koscheres Restaurant, bei dem man jeden Gedanken an eine Diät vergessen sollte. Mazzeckneidl, Tscholent, Lokschenkigl, Piroggi, Latkes und vieles andere mehr werden aufgetischt. Obwohl man dann kaum noch atmen kann, muss man noch die köstlichen Schokorogelach probieren. Launig unterhält uns der



... Shtreimel, eine Kopfbedeckung aus Pelz für verheiratete chassidische Männer.

(nicht-chassidische) Restaurantchef – eine mit Edelweiß bestickte Kippa auf dem Kopf – mit Geschichten von seiner Familie aus Ungarn und deren abenteuerlicher Flucht in die USA. Bei Gottlieb's kann man übrigens online bestellen, also hier ist man zumindest zum Teil im 21. Jahrhundert angekommen. Als der Satmarer Besitzer von Gottlieb's Delicatessen, der uns stolz sein gesamtes Menü präsentiert, mir anbietet, unsere Gruppe zu fotografieren, bin ich kurz zurückhaltend, dann reiche ich ihm mein iPhone. Die Hülle zierte eine israelische Fahne. Obwohl die Satmarer Bewegung den Staat Israel strikt ablehnt, ergreift er es lächelnd und fotografiert uns. Zumindest bei Gottlieb's scheint man flexibel.

Die Satmarer Gruppierung,

benannt nach der rumänischen Stadt Szatmárnémeti (Satu Mare), wurde 1905 von Rabbiner Joel Teitelbaum gegründet. Nach seiner Rettung während der Shoa siedelte er sich in Williamsburg an und begann mit dem Wiederaufbau der vom Holocaust schwer gezeichneten Gemeinde. Heute streitet bereits die zweite Generation um die Nachfolge des Satmarer Rebbe. Die Satmarer lehnen den Staat Israel ab; sie sind strikte Gegner des Zionismus, da die jüdische Diaspora erst mit der Ankunft des Messias ein Ende finden soll.

Chassidic Tours: www.visithasidim.com

Gottlieb's Delicatessen: 352 Roebling St, Brooklyn, NY 11211, www.gottliebsrestaurant.com



Der schlichte Eingang zum Museum

Der Balkan und seine Juden

Seit dem Jahr 1948 gibt es das Jüdische Historische Museum in Belgrad. Die Dauerausstellung bietet einen Überblick über die Geschichte, das Leben und die Kultur der Juden im ehemaligen Jugoslawien.

VON IDA LABUDOVIĆ (TEXT) UND MILUTIN LABUDOVIĆ (FOTOS)

Auf dem hügeligen, blutigen Balkan führte man einst große Kriege. Man lebte mit der Sehnsucht nach Frieden, nach Schönheit und Jugend, und man sang darüber.

Durch Jahrhunderte hindurch hat sich bei den Menschen, die einst für die Befreiung von den Türken kämpften, eine Toleranz gegenüber anderen Völkern entwickelt. Mut, Ergeben-

heit, Treue und ein starkes Gerechtigkeitsgefühl prägten diese Menschen. Zumindest in der Vergangenheit war es so. Von dieser Vergangenheit und davon, wie die Gemeinde ungestört in einer fremden Umgebung gelebt hat, erzählt das Jüdische Historische Museum in Belgrad.

Wir befinden uns in einem Viertel der Belgrader Altstadt, in der Um-

gebung von großbürgerlichen Häusern, an deren Fassaden noch immer die Initialen der ehemaligen Eigentümer sichtbar sind. Kastanienbäume und kräftig blaue Hortensien schaffen Ruhe in der pulsierenden Großstadt. Ganz in der Nähe steht die einzige noch erhaltene Moschee Belgrads aus dem 16. Jahrhundert. Im gleichen Gebäude, wo sich das

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

www.nunu.at

NU 56 Budapest
 NU 55 Warschau
 NU 54 Wien
 NU 53 Brüssel
 NU 52 Satu Mare
 NU 51 New York
 NU 50 Venedig
 NU 49 Amsterdam

NU 48 Istanbul
 NU 47 Casablanca
 NU 46 Wien
 NU 45 Melbourne
 NU 44 Eisenstadt
 NU 43 Philadelphia
 NU 42 Frankfurt
 NU 41 Bratislava

NU 40 Rom
 NU 39 Südafrika
 NU 38 Oslo
 NU 37 Sarajevo
 NU 36 Barcelona
 NU 35 Kopenhagen
 NU 34 London
 NU 33 Hohenems

NU 32 Buenos Aires
 NU 31 Wien
 NU 30 Basel
 NU 29 Sydney
 NU 28 München
 NU 27 Berlin

Museum und das Archiv befinden, hat auch die Jüdische Gemeinde Belgrad und die Föderation der jüdischen Gemeinden Serbiens ihren Sitz. Entworfen wurde es 1928 vom Architekten Samuel Sumbul, errichtet von der sephardischen Gemeinde der Stadt. Damals wie heute spielte und spielt sich dort sowie in der Synagoge das Leben der Belgrader jüdischen Gemeinde ab.

Keine Ghettos in Serbien, Bosnien und Mazedonien

Der Eingang in das Museum, das sich im ersten Stock befindet, ist aus Sperrholz gefertigt, mit einer auffallenden Menora aus Eisen als Türklinke. Er vermittelt den ersten Eindruck des Museums, das seit dem Jahr 1948 existiert und das im Stil des sozialistischen Realismus konzipiert wurde. Eine der drei Angestellten öffnet die Tür zu einer Wohnung, die in Ausstellungs- und Archivraum geteilt ist. Den Besucher erwarten keine spektakulären optischen Eindrücke, dafür aber viele geschichtliche Informationen. Alle Objekte der Dauerausstellung werden in einfachen Vitrinen gezeigt, dazu gibt es Schautafeln mit Informationen. Eine Landkarte am Anfang der Ausstellung zeigt die Migrationen der Juden auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawien vom Römischen Reich bis zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Auf Schwarzweiß-Fotos sieht der Besucher jüdische Viertel, Gassen und Ghettos, Friedhöfe und Synagogen in den verschiedenen Städten des ehemaligen Jugoslawien. In den Ländern unter türkischer Herrschaft – Serbien, Bosnien und Mazedonien – gab es allerdings keine Ghettos hinter Mauern und eisernen Toren. Jüdische Ghettos bestanden nur in Kroatien, Dalmatien und Slowenien. Dokumente, Bücher und Briefe sowie Fotografien von Menschen und Einrichtungen zeigen, wie sich das Leben und die Gemeinde



Kleidung von sephardischen Jüdinnen und Rabbinern, 19. und 20. Jahrhundert

Sara Pijade (l.) mit ihrer Schwester in typischer sephardischer Tracht, Ende des 19. Jahrhunderts

Etwa 4.500 Juden kämpften als Partisanen gegen die Nazis und die deutsche Okkupation. Einige von ihnen, die nach dem Krieg zurückkehrten, erlangten führende Positionen in der Politik der Nachkriegszeit.

gesellschaftlich, politisch und kulturell entwickelt und organisiert hat. Bis hin zum Zweiten Weltkrieg. Im Anschluss an den geschichtlichen Teil der Ausstellung sieht man Judaika und Ritualobjekte aus verschiedenen Ländern von Holland bis Italien, über Österreich und Ungarn bis hin nach Nordafrika und Israel.

Tukadu – die Kopfbedeckung der sephardischen Jüdinnen

Neben einer Vitrine, in der die traditionelle Kleidung ausgestellt ist, hängt ein großes Bild. Es entstand Ende des 19. Jahrhunderts und zeigt drei Frauen in den typischen sephardischen Trachten mit ihren Kopfbedeckungen. Die Jüdinnen haben ihre Tukadus (in Ladino) bzw. Tokados (Kastilisch) aus Spanien mitgebracht. In konischer oder zylindrischer Form wurden sie aus Seide, Samt oder Brokat gefertigt. Der Tukadu war auch ein Zeichen der ethnischen Zugehörigkeit, das noch in den 1940er-Jahren von manchen älteren Jüdinnen getragen wurde.

Das jüdisch zeremonielle Gewand, ein langes Kleid aus Samt, war mit goldenen und silbernen Stickereien und manchmal mit Perlen geschmückt. Die Schuhe wurden aus den gleichen Materialien und in gleicher Farbe hergestellt. Üblicherweise trugen die Frauen neben ihrer sephardischen auch serbisch-orientalische Kleidung, weil sie sich nicht von den Menschen ihrer Umgebung unterscheiden wollten.

Gemeinsam im Krieg

Serbische Juden haben sich selbst als Serben mosaikartigen Glaubens bezeichnet. Ihre Nationalität und ihr Bekenntnis sind nicht nur in Dokumenten zu finden. Auf vergrößerten Fotografien sieht man Juden, die im Ersten Weltkrieg Seite an Seite mit Serben gekämpft haben. Sie haben in diesem furchtbaren Abschnitt der Geschichte besondere Loyalität und



Hochzeitsbecher, Italien, Anfang des 20. Jahrhunderts

Verbundenheit mit ihrer Heimat gezeigt.

Während der Nationalsozialismus in den dreißiger Jahren in Deutschland immer stärker wurde, setzten auch auf dem Territorium des ehemaligen Jugoslawien politische Veränderungen ein. Immer mehr Arbeiter und gebildete junge Menschen identifizierten sich mit den Ideen des Kommunismus. Ein Teil von ihnen waren auch Juden. Auf einer schwarzen Tafel im Museum befinden sich Bilder von jungen Juden, die sich zu Beginn des Zweiten Weltkriegs den Partisanen anschlossen.

Mit Luftangriffen auf Belgrad begann am 6. April 1941 der deutsche Balkanfeldzug. Nach nur wenigen Monaten konnten die Deutschen Belgrad zur „judenfreien Stadt“ erklären. Damit beginnt die tragische Geschichte der Juden am Balkan und der berührende Teil der Ausstellung: Aufnahmen von Massengrä-

bern mit unzähligen Toten, Abbildungen aus den KZs und persönliche Gegenstände.

Etwa 4500 Juden haben als Partisanen gegen die Nazis und die deutsche Okkupation gekämpft. Einige von ihnen, die nach dem Krieg zurückkehrten, erlangten führende Positionen in der Politik der Nachkriegszeit. So zum Beispiel Moša Pijade, ein enger Vertrauter des jugoslawischen Staatschefs Josip Broz Tito, der schließlich auch Präsident des Parlaments wurde. Ein 1942 aufgenommenes Foto zeigt die beiden in Uniform in Jajce, dem späteren Gründungsort der SFR Jugoslawien.

Ein Platz für Recherchen

Das Museum ist ein Ort, an dem man sich als Besucher willkommen fühlt. In einem kleinen Zimmer neben dem mit Büchern, Zeitschriften und Foto-Dokumenten reich gefüllten Archiv befindet sich ein großer Schreibtisch, an dem Studenten, Schriftsteller, Wissenschaftler und Chronisten tagsüber recherchieren und arbeiten können. Seit dem Jahr 1971 veröffentlicht das Museum auch Sammelbände mit Beiträgen über die lange Geschichte der Juden am Balkan.

Das Museum bietet neben der Dauerausstellung in loser Folge wechselnde Sonderausstellungen. Die aktuelle ist den serbischen Juden im Ersten Weltkrieg gewidmet. Veranstaltungen, wie zuletzt Vorträge über das gleichnamige Thema, bereichern das Angebot dieses kleinen Museums.

Jevrejski istorijski muzej

Kralja Petra 71a, 11000 Beograd

www.jimbeograd.org

Öffnungszeiten:

Montag bis Freitag – 10 bis 14 Uhr

Eintritt frei

Der Ernst des Spiels

Gary Kasparow gilt als einer der stärksten Spieler der Schachgeschichte. Er hielt den WM-Titel fünfzehn Jahre lang, und auch nach seinem Rückzug als aktiver Spieler blieb er der Schachwelt erhalten.

VON ANATOL VITOUCH

Am Ende hatte er keine Chance. Mit 110 zu 61 Delegiertenstimmen verlor Gary Kasparow am 11. August die im Zuge der Schacholympiade in Tromsø abgehaltene Wahl zum Präsidenten des Weltschachbundes gegen Amtsinhaber Kirsan Iljumschinow. Und wer Kasparow kennt, der weiß: Er verliert nicht gern.

Das war schon 1997 so, als er in New York die „Ehre der Menschheit“ verteidigen wollte, sich aber IBMs Supercomputer „Deep Blue“ nach sechs Partien knapp mit 3,5 zu 2,5 geschlagen geben musste. Vor dem Match waren in der ganzen Stadt Plakate mit dem Gesicht des Weltmeisters zu sehen, der den Betrachter über ein Schachbrett hinweg anstarrt: „Wie bringt man einen Computer zum Blinzeln?“

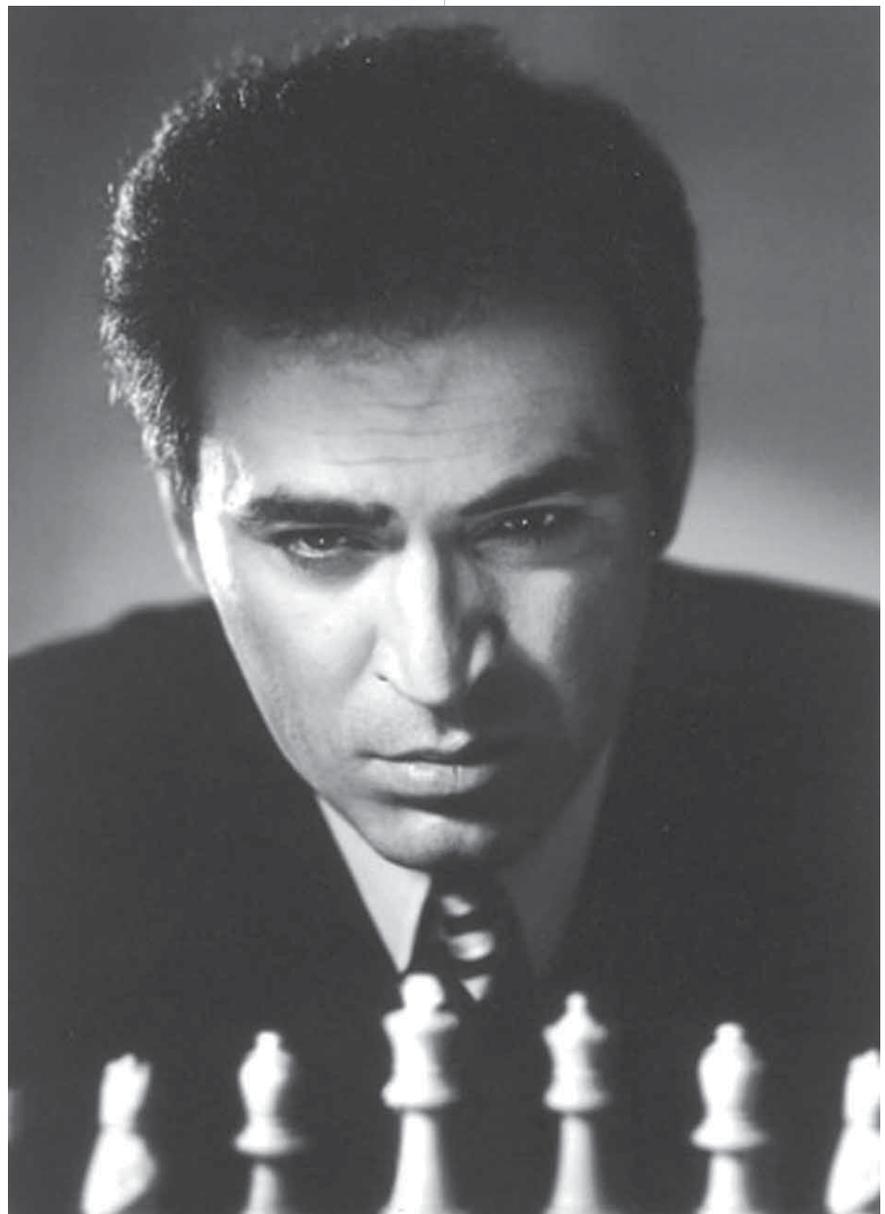
Nach seiner Niederlage sprach Kasparow in Anlehnung an Diego Maradona von der „Hand Gottes“, die „Deep Blue“ offenbar geholfen habe, die richtigen Züge zu finden. Und kündigte an, seinen elektronischen Kontrahenten beim nächsten Match „in Stücke zu reißen“. Ein Ansinnen, dem IBM zuvorkam, indem es seine Kiste augenblicklich pensionierte und dem wütenden Kasparow damit jedes Revancherecht verwehrte.

Aufmüpfiger Einzelkämpfer

Nicht nur IBM, auch seinem schachpolitischen Kontrahenten Iljumschinow warf Kasparow wiederholt vor, er spiele mit gezinkten Karten. Mit dieser Meinung steht Kasparow aber nicht alleine da: Der Ex-Präsident der autonomen russischen Republik Kalmyckien wurde und wird immer wieder mit Machtmissbrauch, Korruption

und Missmanagement in Verbindung gebracht. Außerdem gab er wiederholt zu Protokoll, von Außerirdischen

entführt worden zu sein, denen die Menschheit auch das Schachspiel verdanke.



„Wie bringt man einen Computer zum Blinzeln?“

FOTO © S.M.S.I./INC. – OWEN WILLIAMS, THE KASPAROV AGENCY, 2007/ WIKIMEDIA

Das Verhältnis des 12. zum 13. Weltmeister der Schachgeschichte änderte sich erst, als Kasparow in einem Moskauer Gefängnis saß: Karpow kam seinen Intimfeind überraschend besuchen. Ob er eine Feile oder aber ein Schachbrett dabei hatte, ist nicht überliefert.

Um den wirren Weltschach-Präsidenten von Putins Gnaden zu stürzen, versöhnte sich Kasparow 2010 sogar mit seinem ewigen Rivalen Anatoli Karpow. Gegen diesen hatte er am 9. November 1985 erstmals triumphiert und war, erst 22-jährig, Schachweltmeister geworden. In den Folgejahren lieferte sich Kasparow mit Karpow drei weitere zähe Duelle um den Titel, den er dreimal erfolgreich verteidigte. Die beiden Russen spielten in ihrem Leben nicht weniger als 178(!) Turnierschachpartien gegeneinander. Und sie waren einander abseits des Brettes nie grün. Allein schon deshalb, weil Karpow als linientreuer Kommunist und Systemkind, Kasparow hingegen als aufmüpfiger Einzelkämpfer galt.

Das Verhältnis des 12. zum 13. Weltmeister der Schachgeschichte änderte sich erst, als Kasparow wegen oppositioneller Aktivitäten vorübergehend in einem Moskauer Gefängnis saß: Karpow kam seinen Intimfeind überraschend besuchen. Ob er eine Feile oder aber ein Schachbrett dabei hatte, ist nicht überliefert. In jedem Fall unterstützte Kasparow in der Folge Karpows Kandidatur zur FIDE-Präsidenschaft. Der aber blieb anno 2010 ebenso chancenlos wie Kasparow vergangenen August. Selbst geschätzte 5600 gemeinsam auf die Waage gebrachte ELO-Punkte nutzten den beiden Ex-Weltmeistern in dieser *Politischen Partie* (so der Titel von Kasparows 1987 veröffentlichter Autobiografie) rein gar nichts. Der österreichische Schachbund zählte übrigens bei beiden Wahlen – als einer der wenigen westlichen Verbände – zu den verlässlichen Parteigängern des kalmückischen Alien-Opfers.

Also lieber ein rascher Blick zurück: Garik Kimowitsch Weinstein, der 1963 in Baku geborene Sohn einer Armenierin und eines russischen Juden, wurde als 10-Jähriger in Ex-Weltmeister Botwinniks Schachschule aufgenommen. Nach dem frühen Tod seines Vaters

hatte der Knabe die russifizierte Version von Gasparjan, dem armenischen Mädchennamen seiner Mutter, als Namen angenommen. Rasch setzte Kasparow sich in nationalen Jugendturnieren gegen seine Altersgenossen durch und wurde 1980 in Dortmund Jugendweltmeister. Zwei Jahre später war er nach Ratingzahl bereits die Nummer zwei der Welt – hinter Karpow.

„Das Monster mit den tausend Augen“

Nach seiner Krönung zum Weltmeister 1985 entfaltete Kasparow eine einzigartige Dominanz: Nicht nur hielt er den WM-Titel fünfzehn Jahre lang, bis zu seiner überraschenden Niederlage gegen Landsmann Wladimir Kramnik im Jahr 2000. Er wurde auch zwischen 1986 und 2005 mit einer Unterbrechung von nur 3 Monaten immer als Nummer eins der Weltrangliste geführt.

Gefürchtet war vor allem seine Eröffnungsvorbereitung. Als erster Spitzenspieler erkannte Kasparow in den frühen 90er-Jahren die Bedeutung von Computern und Datenbanken für die Entwicklung des Spiels. Mit Hilfe von Engines wie dem deutschen Erzeugnis „Fritz“, die Jahr für Jahr stärker wurden, analysierte „das Monster mit den tausend Augen“ (so nannte ihn ein Großmeister-Kollege) die Eröffnungsphase des Schachs weit tiefer und genauer als all seine Kontrahenten.

Auch durch sein emotionales Verhalten am Brett wurde Kasparow zum polarisierenden Publikumsmagneten. Legendar etwa, wie er minutenlang sein Gesicht in den Händen vergrub, nachdem er in der entscheidenden Partie gegen „Deep Blue“ einen elementaren Eröffnungsschnitzer begangen hatte – um danach fluchtartig und wild gestikulierend den Spielsaal zu verlassen. Oder sein Betragen im WM-Kampf 1994, im obersten Stockwerk des New Yorker „World Trade Center“: Als Kasparow gegen Heraus-

forderer Viswanathan Anand vorübergehend zurücklag, knallte er während der nächsten Partie die Tür zu seinem Ruheraum mehrmals so heftig zu, dass die Figuren auf dem Brett wackelten. Der höfliche Inder Anand war davon so entnervt, dass er den Wettkampf schließlich noch hoch verlor.

Auch nach seinem Rückzug als aktiver Spieler blieb Gary der Schachwelt erhalten. Nicht nur als FIDE-Kritiker und fleißiger Besucher wichtiger Turniere, sondern auch als Trainer von Magnus Carlsen. Dem norwegischen Wunderkind wollte Kasparow nach eigener Aussage beibringen, härter an seinem Schach zu arbeiten und nicht so schlampige Eröffnungen zu spielen. Carlsen, mittlerweile selbst Weltmeister, beendete die Zusammenarbeit jedoch nach kurzer Zeit. Kasparow, so ließ der norwegische Langschläfer durchblicken, nehme ihm das Spiel irgendwie einfach zu ernst.



Kasparow-Marjanovic, Malta 1980:
Wie krönte der 17-jährige Shootingstar seinen Mattangriff?

Auflösung in der nächsten Ausgabe von **NU**.

Auflösung aus NU Nr. 56:

Nach 23. Kh1 hätte Reshevsky mit 23... Dg4! die nicht parierbare Drohung Lxf3 aufgestellt. Der Zug fxxg4 wäre dann wegen der Fesselung auf der langen Diagonale natürlich nicht legal.



Ein Tag in Wien mit Frau Aimee Ginsburg

„Wo es gut ist, ist das Vaterland“

Der Schauspieler und Sänger Theodore Bikel war mit seiner Frau einen Tag zu Besuch in seiner Geburtsstadt Wien. **NU** hat ihn begleitet.

VON IDA LABUDOVIĆ (TEXT) UND NIKOLAUS TUTSCH (FOTOS)

Die strahlende, sich in der Donau spiegelnde Sonne kündigte einen heißen Sommertag an. Schon bevor das Schiff um fünf Uhr früh in der Nähe der Reichsbrücke anlegte, wusste Theodore Bikel genau, wie sein Wien-Aufenthalt ablaufen sollte. Eine Schiffsreise, das war Bikels Idee, er liebt das Wasser. Nur sitzen und beobachten, wie die Welt an ihm vorbeizieht, das wollte er diesmal. „Bis jetzt war ich immer mit der Welt verstrickt“, sagt er, und der Zuhörer hat den Eindruck, dass sich der Künstler auf einer Bühne befindet. Die Stimme ist charismatisch, die Pausen zwischen den Sätzen sind überlegt, die Dramatik des Gesagten ist auch spürbar. „Alles, was ich bisher machte,

hatte mit der Welt zu tun. Ich war immer dabei, habe nie von oben oder von der Seite beobachtet“, sagt Bikel über sein bewegtes Leben.

Alles passierte eins nach dem anderen: Vorbereitungen, Proben, Konzerte. Aber diesmal, diesmal ist er auf seiner Hochzeitsreise, und er will sie mit seiner Frau Aimee Ginsburg, die er im Dezember vorigen Jahres geheiratet hat, in Ruhe verbringen. Einige Wochen vor seiner Hochzeit war er in Wien, wo ihm der Goldene Rathausmann, eine Auszeichnung der Stadt, überreicht wurde. Tatsächlich hat das letzte halbe Jahr Theodore Bikel viel Aufregendes gebracht. Und heuer ist er 90 geworden. Auf die Frage, was die Zukunft bringen soll, antwortet er:

„Was ist die Zukunft, wenn du schon 90 bist? Dass du 91 wirst. Man hofft natürlich, dass es noch viele Jahren weitergeht.“

„The taste of my youth“

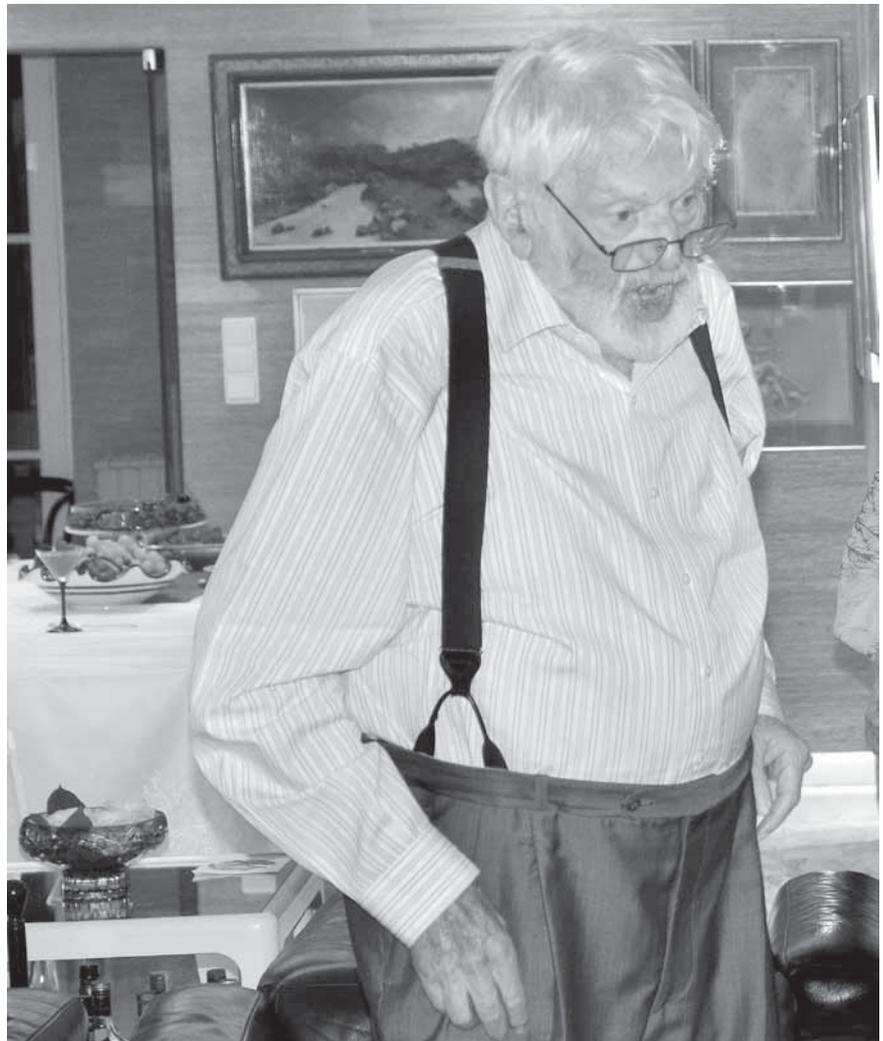
Zurück zu diesem heißen Julitag in Wien. Eine Fahrt mit dem Fiaker war genauso eingeplant wie ein Besuch der Mariahilfer Straße. Dort hat Bikel mit seinen Eltern vor dem Zweiten Weltkrieg in dem Eckhaus gewohnt, in welchem sich einst das Künstlercafé Casa Piccola befand. Immer wieder kommt er hierher zurück, um das Haus zu sehen und die Erinnerungen zu beleben. An was aus seiner Jugendzeit in Wien kann sich Bikel noch erinnern? „An Leberknödelsuppe. Das

„Bei mir hat sich der Kreis, der im Jahr 1938 begonnen hat, geschlossen. Ich bin ein Flüchtling gewesen und bin geehrt worden im selben Land, das mich zum Flüchtling gemacht hat. Das bedeutet für mich, dass hier eine Normalisierung passiert ist.“

ist „the taste of my youth“, sagt er, während er gerade eine genussvoll isst. Mit seiner Familie ging er am Sonntag in den Wienerwald, um zu wandern, auf Jiddisch und Hebräisch zu singen und um danach eine Leberknödelsuppe im Restaurant zu essen. Seine Eltern waren nicht religiös. Dennoch war sein Vater ein sehr bewusster Jude und Zionist. Als der kleine Theo fünf Jahre alt war, erhielt er zuhause privaten Hebräischunterricht. Später hat ihn in Wien Literatur, Theater, Kunst und Musik fasziniert. Alles änderte sich, als die Nazis einmarschierten. Damit endet auch Bikels Leben in Wien, bis zum November letzten Jahres: „Bei mir hat sich der Kreis, der im Jahr 1938 begonnen hat, geschlossen. Ich bin ein Flüchtling gewesen und bin geehrt worden im selben Land, das mich zum Flüchtling gemacht hat. Das bedeutet für mich, dass hier eine Normalisierung passiert ist.“

Israel – in Bikels Jugend

Theodore Bikel liebte seine Wiener Kindheit, auch wenn sie so kurz war. Seine tiefen Gefühle sind noch immer stark spürbar, wenn er darüber spricht, wie er von einem Menschen mit gleichen Rechten zu einem Hassobjekt wurde. Sein Vater, der der Poale Zion, einem marxistisch-zionistischen Zirkel jüdischer Arbeiter, angehörte, konnte ein Ausreisezertifikat erlangen, mit dem die Familie in das damalige Palästina auswanderte. „Als ich in Israel lebte, war das eine sozialistische, fast utopische Gesellschaft – offen, freundlich, wo man das Edle an der Arbeit schätzte. Damals konnte man Israel mit keiner anderen Gesellschaft vergleichen. Das heutige Israel ist eine Spiegelung der amerikanischen Gesellschaft: Das Wichtigste ist kaufen und verkaufen. Mein Israel, mein Palästina war damals ein Land, von dem mein Vater geträumt hat.“ Über die heutige Situation in Israel ist Bikel besorgt. Wenn man einen Fehler sieht und verbessern will, liebt



Theodore Meir Bikel wurde 1924 in Wien geboren. Seine Eltern benannten ihn nach Theodor Herzl. Nach dem Anschluss musste er mit seinen Eltern nach Palästina fliehen. Im Jahr 1943 begann er am Habima-Theater in Tel Aviv eine Schauspielausbildung und gründete danach mit vier Schauspielkollegen das Tel Aviv Chamber Theater. Im Jahr 1946 verließ er Palästina, um an der Royal Academy of Dramatic Art in London zu studieren. Seine Karriere begann 1951 mit einer Nebenrolle in dem Filmklassiker *African Queen*. 1955 zog er nach New York und begann eine zweite Laufbahn in der Folk Music. Bikel hat das Revival der jüdischen Volksmusik angestoßen. Er ist ein Meister der Sprachen, Dialekte und Akzente.

man die Heimat nicht weniger, sondern mehr, meint er. „Juden und Araber dürfen nicht mit einer konstanten Feindseligkeit in die nächsten Jahrhunderte hinein. Niemand verlangt, dass sich eine Liebschaft entwickelt, aber wir sind so als Menschen miteinander verwickelt, dass wir entweder verstehen werden müssen, wie

wir zusammen leben, oder dass wir zusammen sterben müssen. Der Frieden rinnt einem durch die Finger hindurch.“

Über England nach Amerika

Israel, damals Palästina, war ein kleines Land. Und obwohl Theodore Bikel in Israel als Schauspieler groß

„Der Film *Theodore Bikel: In the Shoes of Sholem Aleichem* handelt nicht nur von Scholem Aleichem als Schriftsteller und Theodore Bikel als Schauspieler, sondern auch von zwei Leben, die ohne einander nicht existieren könnten.“

werden konnte, wollte er sein Schauspielertalent dort weiter entwickeln, wo das Theater noch bedeutender war. Diese Motivation führte ihn zunächst nach England, obwohl er sich dort nie zuhause gefühlt hat. „Ich war immer ein Fremder“, sagt er und meint zusammenfassend: „Es gibt ein lateinisches Sprichwort: *Ubi bene, ibi patria* – ‚Wo es gut ist, ist das Vaterland‘. Es gab so viele Orte, an denen, und Menschen, mit denen ich mich wohlfühlte, dass ich es nicht geografisch definieren könnte. Es kommt auf das Wann und Wo an, am Montag vielleicht in Israel und am Donnerstag vielleicht in Amerika.“ In Amerika lebt Bikel seit fast 60 Jahren, und dort gefällt es ihm unwahrscheinlich gut. Er konnte in Amerika seine Karriere als Schauspieler entwickeln, er wurde berühmt und gefragt.

In den Schuhen von Scholem Aleichem

Nach einem langen Tag sitzt Theodore Bikel mit seiner Frau auf der Terrasse einer noblen Villa im 19. Bezirk. Seine Gastgeberin Hava Bugajer, die Präsidentin der WIZO (Internationale zionistische Frauenorganisation), hat ihm diesen Abend gewidmet. Wie in Wien in der Zeit der großen Salons machte Hava Bugajer in dieser Sommernacht ihr Haus zum Treffpunkt von vielen Persönlichkeiten aus Politik, Kunst und Medien. Sie haben sich alle versammelt, um den besonderen Flair dieses Abends zu genießen und um Theo Bikels Stimme zu hören. „Wird er singen oder nicht?“, flüstern einige. Nachdem die Gesellschaft in den Salon gewechselt ist, wird um Aufmerksamkeit gebeten, und der Ehrengast beginnt zu reden: Über seine Kindheit in Wien, über die verzweifelten Bemühungen seines Vaters, eine Ausreisebewilligung zu bekommen. „In Wien war ich frei als Mensch, um mich zu entwickeln, aber auch als Jude. Das alles hat sich über Nacht geändert und ich bin ein

Flüchtling geworden und bin das auch teilweise bis zum heutigen Tag geblieben.“

Seine gute Freundin, die kürzlich verstorbene Präsidentin des Nationalrats Barbara Prammer, hat ihn letztes Jahr anlässlich des Gedenkens an die Novemberpogrome 1938 eingeladen. „Sie hat verstanden, wie wichtig dies ist und vielleicht auch, wie wichtig es ist, dass ich als Symbol dort war, weil die Massenmörder verschwunden sind und ich noch immer da bin und über den Frieden singe.“

Bevor Bikel zu reden lernte, konnte er singen. Das sagt er in seinem Film *Theodore Bikel: In the Shoes of Sholem Aleichem*, der Ende Juli beim San Francisco Jewish Film Festival gezeigt wurde. Die Gäste im Hause von Hava Bugajer konnten an diesem Abend einen zwanzig Minuten langen Ausschnitt davon sehen. Über viele Jahre bestand eine ganz besondere Beziehung zwischen Theodore Bikel und Scholem Aleichem. „Dieser Film handelt nicht nur von Scholem Aleichem als Schriftsteller und Theodore Bikel als Schauspieler, sondern auch von

zwei Leben, die ohne einander nicht existieren könnten“, sagte Bikel, der im Musical *Anatevka* mehr als 2000-mal den Milchmann Tewje spielte, Aleichems berühmteste literarische Schöpfung.

Der Film ist auch als eine Ehrung seiner Großmutter zu verstehen, da nur seine Eltern und er aus Wien fliehen konnten und sie bleiben musste. Diese mutige Frau ging jeden Tag in die Halle, wo die Dinge, die seine Eltern nicht mitnehmen konnten, zurückgeblieben waren, und versuchte die verbliebenen Sachen herauszuholen. Sie schaffte es. Alles was verpackt war, wurde der Familie in die neue Heimat nachgeschickt, darunter auch das *Tewje*-Buch von Scholem Aleichem. Es ist schon spät am Abend, bevor Theodore Bikel seine Reise um Mitternacht nach Melk und Deutschland fortsetzt. Auf die Frage, ob er eine Lebensweisheit habe, die er weitergeben möchte, bevor er die Welt wieder nur zu beobachten beginnt, antwortet er: „Toleranz ist stärker als Verdacht und Liebe stärker als Hass.“

Zwischen Leberknödelsuppe und Wiener Melange bleibt Zeit, im **NU** zu blättern.



FOTO © IDA LABUDOVIC



FOTO © ARNE MEISTER

„Die Schönheit der Emotionalität“

Ben Becker im Gespräch über das Programm „Zweistimmig – Hommage an Paul Celan“.

VON EVA KONZETT

Der Koffer Lilli Taubers lässt Ben Becker nicht mehr los. Gerade hat er sich durch das Jüdische Museum in Wien führen lassen, ist tief bewegt. Und nun soll er sich den Journalisten stellen? Nicht hier im Museum, be-

stimmt der Schauspieler und dirigiert die Truppe ins Café Hawelka. Bei Kaffee, Bier und Zigaretten schimpft, schluchzt und erzählt Ben Becker, schwarzgekleidet, goldberingt. Auf die Welt und von und über Paul Celan.

Ihn wird er im Oktober gemeinsam mit dem Musiker Giora Feidman auf die Bühne bringen.

NU: Jeder glaubt, Paul Celan zu kennen. Die meisten kennen aber nur die „Todesfuge“ ...

Ben Becker: ... die ja Schulstoff ist. Und jeder kennt Celan nicht. Wenn Sie auf der Straße einen auf Celan ansprechen, dann wird der sagen: „Den kenn ich nicht.“ Ich kannte Celan auch nicht, so wie ich ihn heute kenne. Und ich behaupte auch heute nicht, ihn wirklich zu kennen. Aber ich habe mich auf die Suche begeben. Diese Suche öffentlich zu machen, den Leuten diese Suche vorzustellen, ist dieser Mensch, in der Art und Weise wie er sich künstlerisch geäußert hat, durchaus wert. Man könnte ja auch Harry Potter lesen.

Über dieses Thema werden schon akademische Schriften verfasst ...

... bitte! *(mit wienerischem Akzent)*

Was haben Sie auf Ihrer Suche gefunden, und welchen Celan wollen Sie dem Publikum vorstellen?

Den Menschen in seiner Schönheit und Verletzlichkeit, in seiner Genauigkeit, was den Ausdruck angeht und in seiner Liebe. In seiner Feinfühligkeit, Differenziertheit und Sensibilität. Und wenn mir gelingt, das den Leuten mit auf den Weg zu geben, bin ich schon ganz glücklich.

Das Programm „Zweistimmig – Hommage an Paul Celan“ hat seinen offiziellen Tourauftakt in Hoyerswerda gefeiert. War das ein Zufall oder ein Symbol?

Das war ein Zufall. Aber wir haben durchaus bewusst wahrgenommen, wo wir da sind. Es gibt in Hoyerswerda auch Menschen, die kommen und sich das anschauen – man hat es in der Stadt nicht nur mit Hooligans zu tun. Aber wenn man sich umguckt, dann versteht man, warum dort so etwas passieren konnte. Es ist ein hartes Pflaster.

Sie haben in Deutschland auch das Gedicht „Wolfsbohne“ verlesen ...

„Ich möchte den Menschen Paul Celan in seiner Schönheit und Verletzlichkeit, in seiner Genauigkeit, was den Ausdruck angeht, und in seiner Liebe dem Publikum vorstellen.“

... ja, in der Türkei habe ich es noch nicht verlesen. Das Gedicht ist ja auf Deutsch verfasst.

Ich frage deshalb, weil Celan in „Wolfsbohne“ über seine Mutter schreibt: „Du, die du Wolfsbohne sagtest und nicht Lupine“. In diesem Bild verdichtet Celan die Verhaftung der Mutter in der deutschen Sprache, im damals multikulturellen rumänischen Czernowitz.

(Lässt sich den Text geben.) Es ist einfach ein wunderschönes Gedicht. Es gibt bestimmt Leute, die Doktorarbeiten darüber geschrieben haben. Aber da sind Sie bei mir an der falschen Adresse. Sicherlich habe ich Sekundärliteratur herangezogen, um Celan zu verstehen. Das braucht man auch. Ich habe sie aber wieder weggeschmissen, nachdem ich sie verinnerlicht hatte. Denn das Schöne an Celan ist seine Emotionalität und die collageartige Weise zu schreiben. Hier erinnert er mich manchmal an John Heartfield. Das sind einfach Bilder.
(Beginnt zu lesen)

Leg den Riegel vor: Es sind Rosen im Haus. Es sind sieben Rosen im Haus. Es ist der Siebenleuchter im Haus. Unser Kind weiß es und schläft.

Weit, in Michailowka, in der Ukraine, wo sie mir Vater und Mutter erschlugen: was blühte dort, was blüht dort? Welche Blume, Mutter, tat dir dort weh mit ihrem Namen? Mutter, dir, die du Wolfsblume sagtest, nicht: Lupine...

„Unser Kind weiß es und schläft“, das heißt, dass eigentlich alles in Ordnung ist. Und dann kommt auf einmal alles durcheinander. Und alles geht kaputt. Und zum Schluss des Gedichts legt er den Riegel wieder vor. Trauriger geht's einfach nicht *(stockt)* ... Ich fange an zu weinen, wenn ich das lese.

Paul Celan bewegt ...

... wenn man ihn versteht. Ich versuche das Verständnis für ihn zu wecken. Jemand von der Straße wird sagen: „Das interessiert mich nicht. Das reimt sich nicht.“ Ich glaube, es wenigstens emotional verstanden habe. Und dass ich die Geschichte, die Celan zu erzählen versucht, so rüberbringen kann, dass sie – toi toi toi – berührt.

Sie machen das Programm gemeinsam mit Giora Feidman. Das Programm heißt „Zweistimmig – Hommage an Paul Celan“. Wer begleitet wen?

Giora Feidman und ich begleiten Celan. Das ist mir wichtig. Der Giora und ich sind uns durchaus manchmal in die Haare gekommen. Ich nehme mich in dem Programm auch sehr zurück, spiele eigentlich das dritte Rad. Wenn sich einer von uns in den Vordergrund spielt und der Celan bleibt dabei hinten, dann haben wir meiner Meinung nach verloren.

Gibt es einen jüdischen Celan?

Was für eine blöde Frage. Die Shoa ist ja passiert. Man hat versucht, ein Volk zu vernichten. Warum, da können wir lange darüber reden. Man hat sechs Millionen Juden erschossen, erschlagen, ins Gas geschickt. Und einer der Überlebenden hat danach unglaubliche Schuldgefühle, eben weil er überlebt hat. Das ist ein ungeheurer Vorgang. Dieses Selbstzerstörerische und dieser Vorwurf „Ich habe überlebt!“, das hat Celan zum Schreiben gedrängt. Vielleicht hätte er ohne die Shoa etwas anderes geschrieben. Und wir müssen uns künstlerisch dazu äußern. Wir müssen uns künstlerisch mit der Scheiße auseinandersetzen, die wir bauen.

Welcher Text ist für Sie ein Schlüsseltext oder ein Lieblingsgedicht im Werk Celans?

Es ist ein Brief an seinen fünfjährigen Sohn. *(Beginnt zu rezitieren.)*

„Mein lieber Erich, hier schreibe ich Dir. Mit auf der Straße gefundener Taubenfeder. Was soll ich Dir sagen, wenn nicht dies: Ich liebe Dich von ganzem Herzen, mein lieber Sohn, der eines Tages auch meine Federn findet. Alles Liebe, Dein Papa.“

Ich fange das Programm auch mit einem Brief von Ingeborg Bachmann an Celan an. „Nicht abgeschickt“ steht da. Aber wahrscheinlich wird es so sein. Es kommen auch Briefe zwischen ihm und seiner Frau Gisèle Celan-Lestrange vor. Sie zeigen die harte Zeit in der Psychiatrie. Paul Celan hat ja einmal den wahnsinnigen Versuch gestartet, seine Familie umzubringen. In diesen Briefen wird die Liebe fühlbar und wie die Frau in seiner existenziellen Verletzlichkeit hinter ihm steht. Ich flechte diesen persönlichen Celan ins Programm ein, damit die Leute seiner Lyrik folgen können. Über die Schulpflichtlektüre *Todesfuge* hinaus.

Sie haben keine Angst vor den großen Stoffen, haben in einem früheren Programm die Bibel auf die Bühne gebracht. Was liegt bei Ihnen auf dem Nachtkästchen, das Alte oder das Neue Testament?

Das Alte.

Weil es die schöneren Geschichten sind?

Nein, weil ich das Neue schon kenne. Ich habe mich übrigens immer darüber aufgeregt, dass es im Flugzeug oder in der Deutschen Bahn – anders als im Hotel – keine Bibel gibt, die ich mir bei einem Absturz oder vor einem Zusammenstoß ans Herz drücken kann. Das habe ich nie verstanden.

Sie würden sich also in einer Notsituation die Bibel ans Herz drücken?

Ja, ich würde das tun. Und ich würde mir einen Whiskey bestellen.

„Geschichte, die noch Kohle bringt“

Ein Abenteuerbericht aus den Abgründen der Popkultur.

VON FABIAN BURSTEIN

Am 7. November 2013 schrieb der Mannheimer Konzerthallen-Betreiber Christian Lömmersdorf einen Brief an mich. „Lieber Herr Burstein“, stand am Beginn des Schreibens. Damit hatten sich die Nettigkeiten erledigt. „Wenn Sie sich in ihrer sehr fragwürdigen Gruppierung in solchen Positionen sehen, wünschen wir von ganzem Herzen in den kommenden Jahren sehr viel Spaß mit der Bundesrepublik Deutschland – vielleicht wird der Begriff ‚Demokratie‘ noch einmal richtig und vor allem verständlich erklärt (...) Das aktuelle Verhalten empfinden wir persönlich als unprofessionell und negativen Einfluss für Kinder und Jugendliche! Hier sollte eine staatliche Stelle überprüfen, was Sie sich erlauben!“

Was war passiert? Hatte ich Minderheiten beschimpft? Jugendgefährdende Inhalte auf einer Bühne des FORUM zugelassen? Oder das deutsche Grundgesetz und seine demokratischen Säulen kritisiert? Nichts dergleichen.

Ich war in die Schusslinie geraten, weil das FORUM die Vermietung von Christian Lömmersdorfs Liveclub „Alte Seilerei“ an die Südtiroler Rechtsrock-Band Frei.Wild kritisiert hatte. Der Sänger von Frei.Wild, Philipp Burger, spielte einst in der Skinhead-Band Kaiserjäger. Das allein wäre noch kein Grund gewesen, Frei.Wild abzulehnen. Schließlich gehören zum Ausstieg aus der Szene immer zwei: Ein Aussteiger, der sein Gedankengut hinter sich lässt und eine Gesellschaft, die den Mut aufbringt, die berühmte zweite Chance ernsthaft einzuräumen. Die Vergangenheit des

Sängers hatte in unserem kritischen Statement keine Rolle gespielt. Für Frei.Wild-Mastermind Philipp Burger wollte ich die oft beteuerte Läuterung trotzdem nicht gelten lassen. „Ich seh es heute gelassen, würd vieles anders machen. Doch was solls, scheißegal, es war geil, so wie es war. Kein Respekt, keine Reue, keine Scheu. Und die Moral der Geschichte: langweilig war es nicht“, singt Burger im Song *Mein Leben, meine Geschichte, meine Lehre*. Reue sieht anders aus. Auch sonst bevorzugen Frei.Wild relativ unzweideutige Textzeilen. „Die höchsten Leute im Staat beleidigen Völker ganzer Nationen und ihr Trottel wählt sie wieder. Kreuze werden aus Schulen entfernt, aus Respekt vor den andersgläubigen Kindern“, singen sie zum Beispiel, oder „Sie richten über Menschen, ganze Völker sollen sich hassen, nur um Geschichte, die noch Kohle bringt, ja nicht ruhen zu lassen.“

Man muss kein politisch überkorrekter Paranoiker sein, um hier nationalistische und antisemitische Untertöne zu hören. Doch abseits von neonazistischer Runen-Ästhetik und Thor-Steinar-Jacken war es Frei.Wild im Laufe der Jahre gelungen, ihre Parolen als liebenswerten Spleen von naturverbundenen Südtirol-Patrioten zu verkaufen. Daran konnte auch der Ausschluss von der Verleihung des Musikpreises ECHO im Jahr 2013 oder eine Begutachtung durch die deutsche Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien nichts ändern. Im Gegenteil: Frei.Wild schaffen es stets, den Gegenwind in einen medialen Höhenflug umzumünzen. Das mag auch daran liegen, dass hinter Frei.Wild kein indizierter Neonazi-Vertrieb, sondern das unpolitisch anmutenden Label Rookies & Kings steht. Dessen Strategien mit professionellem Merchandising und einem Flagship-Store in der Südtiroler

Demonstration gegen die Rockgruppe Frei.Wild in Graz



FOTO © ERWIN SCHERIAU / APA / PICTUREDESK.COM

Frei.Wild sind für mich genauso harmlos wie ein Jörg Haider, der stets den Einfluss einer ominösen „Ostküste“ beschwor. Es sind solche mit einem zynischen Lächeln vorgetragenen Zweideutigkeiten, die rechtes Gedankengut wieder zur gesellschaftlichen Normalität machen.

Gemeinde Brixen erinnern eher an Walt Disney als an Rechtsextremismus.

Das Frei.Wild-Package: Kontroversen und ausverkaufte Hallen

Das scheinbar harmlose Gesamt-Package, gepaart mit der Perspektive einer vollen Hütte, hatte offenbar auch den Kollegen von der „Alten Seilerei“ in Mannheim weich gemacht. An eine Gesinnungsentscheidung möchte ich nach dem Austausch mit vielen Mannheimer Kulturakteuren bis heute nicht glauben. Was ich dem Kritisierten und allen anderen Frei.Wild-Gastgebern inklusive dem Wiener Gasometer-Geschäftsführer Muff Sopper bis heute nicht ersparen kann: den Vorwurf einer fast schon renitenten Realitätsverweigerung. So argumentieren die meisten Vermieter gerne mit einer 130-seitigen „Schwarzen Liste“ der Band. Darauf dokumentiert: rechte Symbole und Zahlencodes, mit denen man keinesfalls Zutritt bekommt. Warum aber gerade Frei.Wild so eine Liste aufsetzen müssen, diese neuralgische Frage scheinen die Partner der Band zu verdrängen. Das FORUM bezog also Stellung. Im Rahmen eines Offenen Briefes formulierten wir die Sorge, dass sich „hier im Rhein-Neckar-Delta eine Szene festsetzt, die für nationalistische, homophobe, rückwärtsgewandte, unter Umständen sogar rechtsradikale Töne steht“. Als Mitunterzeichner konnten wir das „Who is who“ der Mannheimer Kulturszene gewinnen. Dabei profitierte unser Haus von einem kommunalen Schulterchluss, der sich im Bündnis „Mannheim gegen Rechts“ widerspiegelt. In der rund 50 Institutionen umfassenden Vereinigung sind neben der Antifa auch Parteien wie die SPD, Die Grünen und die FDP beziehungsweise überparteiliche Gruppen wie die Freireligiöse Gemeinde, die Naturfreunde, verdi, pro familia e.V. und unser Träger, der Stadtjugendring Mannheim e.V. als Dach von rund 30 Jugendorgani-

sationen vertreten. Der gesellschaftliche Querschnitt sorgt dafür, dass die Mannheimer bei antifaschistischem Engagement nicht automatisch vom Klischee der „linken Chaoten“ ausgehen. Ein Mechanismus, der für viele Städte Modellcharakter haben könnte.

Frei.Wild und der Opfermythos: Stempel statt Stern

Innerhalb kürzester Zeit hatte die „Alte Seilerei“ das Ur-Prinzip der rechtspopulistischen Verteidigungsrhetorik, die Stilisierung als Opfer einer undemokratischen Jagdgesellschaft, verinnerlicht. Während FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache sich und seine Gesinnungsgemeinschaft einst als die „neuen Juden“ sah und Frei.Wild zu harten Gitarrenklängen wieder mal zweideutig lamentierten „Heut gibt es den Stempel, keinen Stern mehr“, musste in unserer Debatte die vielfach diskriminierte Gay Community als Schutzschild herhalten. Indem ich auf die Gefahr von homophoben Tendenzen durch Rechtsrock hingewiesen hatte, hätte ich den Adressat der Kritik dazu genötigt, seine eigene Homosexualität zu thematisieren. „Für mich persönlich ist es mehr als diskriminierend und erniedrigend, meine privat persönlichen sexuellen Eigenschaften so offenzulegen, nur um eine Vermietung zu verteidigen, alleine hierfür sollten Sie sich schon schämen“, stand in dem Brief. Per Google Alert wurde ich etwa zeitgleich über einen Eintrag auf der rechtsextremen Seite „Pi-News“ hingewiesen, in dem ein Blogger uns Frei.Wild-„Bedenkenträger“ als „rote SA von der SED-Mauermörderpartei“ bezeichnete. Auf Anraten szenekundiger Personen erhöhten wir daraufhin die Sicherheitsmaßnahmen für ein Konzert und ein Podiumsdiskussion, die wir als Alternativveranstaltung zum Frei.Wild-Konzert programmiert hatten.

Richtig lehrreich waren die Nachrichten von jugendlichen Frei.Wild-Fans,

die sich durch den Vorwurf, einer Rechtsrock-Band anzuhängen, beleidigt fühlten. Die Rückmeldungen zeugten von einer weitreichenden Desensibilisierung für rechtslastige Botschaften. Und für eine diffuse Sehnsucht nach Verwurzelung und Zusammengehörigkeitsgefühl. In diesem Punkt müssen wir Frei.Wild dankbar sein. Nicht einmal die Bösen Onkelz haben auf so imposante Weise Lücken des politischen, aber auch des humanistischen, Bildungssystems vor Augen geführt. Die Rückfragen, auch von medialer Seite, zwangen mich, meine Bedenken gegenüber Frei.Wild auch wissenschaftlich zu begründen. Rückhalt fand ich dabei in einer Ausgabe der *ajs informationen* (Medium der Aktion Jugendschutz Landesarbeitsstelle Baden-Württemberg, II/2013), in der die Autorin Anne Broden sechs Kriterien für Rechtsextremismus nannte: Rassismus/Antisemitismus; Nationalismus; Autoritarismus; Chauvinismus/Sozialdarwinismus; Gewalt als legitimes Mittel der Herrschaftsausübung; Verharmlosung, Leugnung oder Rechtfertigung der Shoah. Sobald drei dieser Kriterien bedient werden, spricht die Sozialwissenschaft von einem „geschlossenen rechtsextremen Weltbild“. Bei der Durchsicht der Frei.Wild-Texte hat es bei mir öfter als dreimal geklingelt. Ein guter Grund, die oftmals diplomatische Kritik an Frei.Wild („vielleicht nationalistisch, aber nicht rechtsextrem“) zu überdenken. Frei.Wild sind für mich genauso harmlos wie ein Jörg Haider, der stets den Einfluss einer ominösen „Ostküste“ beschwor. Es sind solche mit einem zynischen Lächeln vorgetragenen Zweideutigkeiten, die rechtes Gedankengut wieder zur gesellschaftlichen Normalität machen. Frei.Wild haben das verstanden. Sie sind damit das popkulturelle Pendant zur FPÖ, dem Front National und dem Vlaams Blok.

Der Jude als Israelit

Johann Skocek hat ein beeindruckendes Buch über das beeindruckende Leben des Norbert Lopper geschrieben. Eine Buchbesprechung und Lebensbetrachtung.

VON WOLFGANG WEISGRAM

Dass, wenn einer über Fußball redet, er flugs vom Hundertsten ins Tausendste kommt, weiß man. Das ist ja nicht der geringste Reiz dieses Sports. Bei Norbert Lopper ist das quasi umgekehrt: Was immer mit ihm zu bereden wäre, es schwenkt letztendlich stets ein in einen Orbit um den Fußball. Und das ist nicht der geringste Reiz des Buches, das Johann Skocek über den im heurigen Sommer 95 Gewordenen geschrieben hat. Eine Art Geburtstagsgeschenk ist das Buch also. Eines allerdings nicht an, sondern von Norbert Lopper.

Zwischen schönem Spiel und blutigem Ernst

Lopper kam im Jahr 1919 in der Wiener Brigittenau auf eine von schrecklichen Nachkriegswirren geschurigelte und zunehmend zerrüttete Welt. Er wuchs auf, als eines von fünf Kindern, hinterm Augarten, wo er wie selbstver-

ständiglich auch – und allmählich vor allem – ins Ballestern hineinwuchs. Erst wild und naturwüchsig im und außerhalb des Augartens; später beim lokalen FC Sparta, dessen Vereinslokal, die feine Gastwirtschaft Hacker, gleich ums Eck des Lopper'schen Wohnhauses lag. Noch später holte ihn die große Hakoah zu sich in den südöstlichen Teil der sogenannten Mazzesinsel, in den Prater, „dort hab ich bis 38 in der Jugend und in der Reserve gespielt“.

Loppers Herz gehörte da freilich schon einer anderen: der Austria, die bis 1926 als FC Amateure unterwegs gewesen ist. „Das Erste, was ich gesehen hab, war ein Match Austria Amateure gegen Vienna am Cricketer-Platz. Als Bua bin ich auf der Erd gesessen. Ich war vier oder fünf. Ich hab noch heute die schwarz-blau gestreiften Dressen in Erinnerung.“

Die Hakoah und die Austria waren im Fußball sowas wie die zwei Flügel, mit denen die Wiener Juden sich nicht nur sportlich hochschwangen. Die Allroundverein Hakoah, einst der größte jüdische Sportverein der Welt, hatte eine forciert jüdische Agenda, ihm ging es um das Unter-Beweisstellen jüdischer Kraft – die auf Hebräisch eben Hakoah heißt. Die Austria dagegen saß lieber im Kaffeehaus, wo das liberale Bürgertum sich zum tänzerischen, ja scheiberlnden Techteln und Mechteln mit dem Zeitgeist traf, zu dem damals auch der Fußball angefangen hat zu gehören. Jüdisch war an ihnen – vom legendären Austria-Präsidenten Michel Schwarz bis zu den Meisl-Brüdern Hugo und Willy – die Zugehörigkeit zur Israelitischen Kultusgemeinde. Wären sie Wiener Christen gewesen, hätte man sie Tauf-scheinkatholiken genannt.

1938 haben die Nazis die feine Unterscheidung zwischen Juden und Israeliten – so hat das ballesterische Wien die beiden Vereine bespitznannt – mit ihrer Raub- und Mordlust eingestampft. „Ich hab die ganze Zeit gewusst, ich kann nicht länger bleiben.“ Lopper floh zu Verwandten nach Brüssel, die Familie kam bald nach, man wiegte sich in trügerischer Sicherheit. Norbert klickte binnen kurzem wieder, gleich bei zwei Teams, das fettete das Haushaltbudget auf. 1940 heiratet er, aber ein Familienleben war dem Paar nicht vergönnt. 1942 werden die Eheleute voneinander getrennt. Auf der Rampe von Auschwitz. Er überlebt mit unwahrscheinlichem Glück. Sie nicht. Johann Skocek legt weite Erzähl-Schlingen um das Leben des Norbert Lopper. Immer wieder kommt er,

Bei der Buchpräsentation: Siegmur Schlager, Ida Lopper, Johann Skocek, Norbert Lopper (sitzend), Pierre Lopper, Beppo Mauhart, Josef Hickersberger (v.l.n.r.)



FOTO © ROMAN ZACH-KIESLING



FOTO © PRIVATARCHIV LOPPER

Von 1938 bis zu seiner Deportation 1942 nach Auschwitz verdiente sich der nach Belgien geflüchtete Norbert Lopper (2. Reihe, Zweiter von links) seinen Lebensunterhalt durch das Engagement beim jüdischen Fußballverein Etoile.

reflektierend, auch auf sich und seine Zugänge zurück, als würde ihm bei Schreiben zuweilen ein wenig schwummerig vor der gewaltigen Aufgabe dieser Biografie. Und vor der Herausforderung, beim Spagat zwischen dem schönen Spiel und dem so blutigen Ernst nicht schreiberisch zerissen zu werden. „Was rechtfertigt“, fragte sich also Johann Skocek, „das Interesse an der Schilderung eines weiteren Lebens, das durch die Hölle von Auschwitz gegangen ist?“

Weil Skocek, wie er vielfach ja schon unter Beweis gestellt hat, ein herausragender Schreiber ist, gibt er sich und dem Leser keine bündige Antwort darauf. Sondern eine ganze Erzählung. „Loppers Lebensbericht ist die Geschichte eines geglückten, mit vielen Anekdoten und Begegnungen angereicherten Lebens, das mit dem Zwangsaufenthalt in Auschwitz bloß eine Zäsur erfuhr.“ Skocek selbst nennt das Buch eine „Reise durch ein großes, von tiefen Wunden und dem Mut und der Kraft zu ihrer Heilung gezeichnetes Leben“.

Austria auf dem Weg ins moderne Fußballleben

Befreit in Mauthausen, zurückgekehrt nach Brüssel, wegen einer durch SS-Folter zertrümmerten Bandscheibe unfähig zu kicken, sich den Lebens-

unterhalt als Spielvermittler verdienend, kommt Lopper 1953 nach Wien zurück. Hier übernimmt er erst den Anhängerklub der Wiener Austria, von dort aus das Sekretariat, also die Geschäftsführung. Unter ihm dienen so hochrangige Präsidenten wie der legendäre Joschi Walter. Mit seinen weit in die Welt hinaus reichenden Kontakten hebelt er die Austria ins moderne Fußballleben, holt nach dem Brasilianer Jacaré etwa auch die beiden Uruguayaner Martinez und Morales, verschafft dem vazierenden Verein mit dem Horrstadion eine Heimstatt und bastelt ihm schließlich – Herbert Prohaska lotete er zu den Violetten – eine kleine Wundermannschaft, die 1978 bis ins Europacupfinale vorstößt.

Für die Alten ist Norbert Lopper klarerweise immer noch ein lebendiger Begriff. In den Köpfen der Jungen fängt er aber allmählich doch an zu verblasen. Seit vielen Jahren wird Johann Skocek nicht müde, sich den Mund trocken zu reden über die Notwendigkeit, dem österreichischen Sport endlich ein halbwegs ernstzunehmendes Gedächtnis zu verschaffen. Mit Verve und fallweise sogar an der Kante des eigenen Auskommens wuselt, werfelt, wurschtelt er unermüdlich und inmitten von blasiertem Desinteresse und eigennütziger Hackelwerferei an der Idee und Konzeption eines längst

schon überfälligen österreichischen Sportmuseums.

Warum das wozu wichtig wäre, zeigt Johann Skocek mit diesem Buch sehr anschaulich. Die Erzählung über das pralle Leben des „Mr. Austria“ – des Juden, der sich als leidenschaftlicher Israelit so bedingungslos in den Wiederaufbau des ballesterischen Wien geworfen hat – eignet sich hervorragend auch dazu, nicht nur das zuletzt so lautstark aufgetretene Nazigesindel unter den Austriafans aus dem Horrstadion – dem einstigen Cseké-Srce-Platz – zu watschen.

Sondern auch. Und dieses „sondern auch“ mag Antwort genug sein auf die Rechtfertigungsfrage, die Autor sich selber gestellt hat.

Johann Skocek
Mister Austria.
 Das Leben des Klubsekretärs
 Norbert Lopper –
 Fußballer, KZ-Häftling, Weltbürger



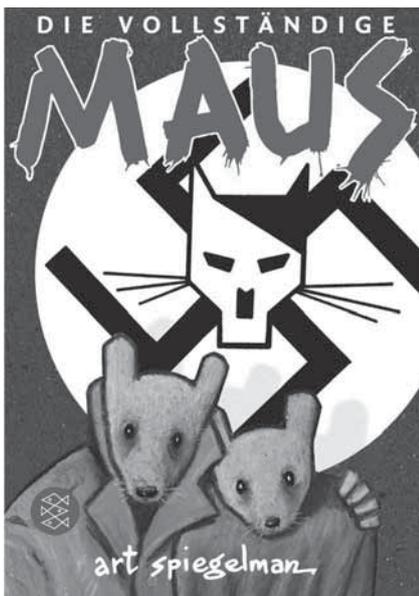
Falter Verlag,
 Wien 2014
 224 Seiten,
 EUR 24,90

Holocaust im Comic

Art Spiegelman schuf in den 80er-Jahren das Comic *Maus – Die Geschichte eines Überlebenden*. Mit diesem Comic änderte sich über Nacht die Geschichte des Comics – aus Kult wurde Kunst. Ausgezeichnet mit dem Pulitzer-Preis 1992, schuf er damit auch ein neues Genre innerhalb der Welt der Comics: die Auseinandersetzung mit dem Holocaust.

VON RENÉ WACHTEL

Art Spiegelman, geboren 1948 in Stockholm, emigrierte als Kind mit seinen Eltern, beide Überlebende der Shoa, in die USA. Dort machte er bald Bekanntschaft mit Comics, diese „Bildergeschichten“ erklärten ihm die Eigenheiten der amerikanischen Kultur. Besessen las er jede Woche die legendären *MAD*-Ausgaben und wurde völlig in deren Bann gezogen. So begann er selbst Comics zu zeichnen. Ganz im Sinne der wilden 60er-Jahre wurde er einer der innovativsten Vertreter der amerikanischen Underground-Comic-Szene.



„Mein Dank gilt auch Adolf Hitler, ohne ihn wäre ‚Maus‘ nicht möglich gewesen“, Art Spiegelman über die Entstehung von „Maus“



„Einmal werden wir doch wieder Menschen und nicht nur Juden sein!“, aus dem Tagebuch der Anne Frank

Die Wurzeln der amerikanischen Comics liegen in New York um 1890/1900. Damals begann sich das Stadtbild von New York durch die großen Einwanderungswellen aus Europa zu verändern. Viele dieser Einwanderer waren Juden, die sich intensiv mit der neuen Welt beschäftigten, und eines der neuen Gebiete war die Welt der Comic-Strips – Bildergeschichten für Tageszeitungen (meistens in den Wochenendausgaben der großen Tageszeitungen mit drei bis fünf Rahmen). Darunter gab es Stories wie *Abie the Agent*, der jüdische Autoverkäufer, erdacht und

umgesetzt von Harry Hershfield (um 1914) oder die Geschichte von Gimpi Beinish, einem alternden jüdischen Heiratsvermittler in New York um die Jahrhundertwende (erschieden in der jiddischen Tageszeitung *Wahrheit*). In den 1930er-Jahren kamen dann die großen Superhelden auf dem Markt: Superman, Batman und Captain America. Sie hatten eines gemeinsam, sie waren erdacht von Nachkommen jüdischer Einwanderer aus Osteuropa. In den 1970er-Jahren fand sogar das Motiv des Golem, einer aus Lehm und Ton geschaffenen Figur der jüdischen Erzähltradition, in den Superhelden-Comics ihre Umsetzung. Für



Reinhard Kleist, „Der Boxer“, Carlsen Verlag, 2012

© Ernie Colon / Sid Jacobsen,
„Das Leben von Anne Frank“,
Carlsen Verlag, 2010

den Zeichner Stan Lee ist seine Figur
des Hulk daraus entstanden.

Erlebnisse im Holocaust: Basis für „Maus“

Art Spiegelman war als Underground-Comic-Zeichner gewohnt, zu provozieren und Tabus zu brechen. So begann er an seinem Projekt *Maus* zu arbeiten. *Maus* ist eine autobiografische Arbeit und vor allem eine Auseinandersetzung mit seinem Vater. Stundenlange Gespräche mit seinem Vater waren die Basis für die *Maus*-Geschichte.

Erst sehr spät war sein dann schon betagter Vater bereit, über seine Erlebnisse im Holocaust zu sprechen. (Mit seiner Mutter konnte er nie darüber sprechen, denn sie nahm sich 1968, ohne einen Abschiedsbrief zu hinterlassen, das Leben.) Er erfuhr in diesen Gesprächen viel vom Schicksal seines Vaters und seiner Familie – schockierende Erlebnisse mit all ihren Grausamkeiten – der Holocaust als Geschichte seines Vaters, des polnischen Juden Wladek Spiegelman, von Polen in der Vorkriegszeit nach Auschwitz und dann über Stockholm in die USA.

Er wollte die Geschichte bildlich umsetzen – aber wie? Er übernimmt die klassische Struktur des Comics – drei bis fünf Kästchen pro Zeile, verzichtet auf Farbe (sonst immer ein sehr wichtiges Stilmittel) und bedient sich der „Tiermetapher“ – Juden werden als Mäuse gezeichnet, Deutsche als Katzen, Polen als Schweine und Amerikaner als Hunde. Aber die Figuren von Spiegelman gleichen nicht den Figuren Walt Disneys. Schon das Cover zeigt zwei zusammengekauerte Mäuse im Trenchcoat, hinter denen sich ein Hakenkreuz befindet und Hitlers Gesicht als Katzenkopf erscheint.

Die Geschichte teilt sich in zwei große Erzählungen – „Mein Vater kotzt Geschichte aus“ (my father bleeds history) und „Und hier begann mein Unglück“ (and here my troubles began)



von Mauschwitz zu den Catskills und weiter.

Beklemmend und eindringlich sind seine Bilder und machen die Geschichte um so intensiver. Mit der Form der Tiermetapher schafft er es, die Tragödie und die Unfassbarkeit des Holocausts eindrucksvoll umzusetzen. *Maus* wird in den USA ein sensationeller Erfolg.

Als *Maus* auf Deutsch erscheint, entwickelte sich in Deutschland eine Diskussion darüber – intensiv und auch mit vielen Vorurteilen geführt –, ob man im Comic (in Deutschland eher als Schundliteratur gesehen) den Holocaust darstellen darf – in Bildchen, in Kästchenform, mit Sprechblasen verse-

hen, „verniedlicht“ in Bildgeschichten. Darf man das Grauen des Holocaust, das jede Vorstellungskraft übersteigt, in dieser Form aufarbeiten? Als Art Spiegelman für *Maus. Die Geschichte eines Überlebenden* 1992 den Pulitzer-Preis bekam (das erste Mal überhaupt wurde die Auszeichnung für eine Comic-Story verliehen), waren auch die Diskussionen in Deutschland passé. Bis heute verkauft sich Art Spiegelmans Werk auch auf Deutsch sensationell – 2013 ist die achte Auflage erschienen.

Ein düsteres Comic

Seit *Maus* entstanden und entstehen eine Reihe von Comics, die sich mit

Die Wurzeln der amerikanischen Comics liegen in New York um 1890/1900. Damals begann sich das Stadtbild von New York durch die großen Einwanderungswellen aus Europa zu verändern. Viele dieser Einwanderer waren Juden.

dem Thema Holocaust beschäftigen. Sehr eindringlich zeigt das Comic *Auschwitz* von Pascal Croci (2005 auf Deutsch erschienen) auf Basis von Zeitzeugen-Interviews den Alltag im KZ. Wenn er auf Doppelseiten ausschließlich Gaswolken zeichnet, die nur mit Sprechblasen versehen sind, ergibt das ein verstörendes Bild des Todeskampfes.

Überhaupt findet der Leser in diesem Comic keine Zeit zum Verschnaufen, alles ist beängstigend, der Lesefluss wird auch durch die Anordnung der Kästchen unterbrochen, die Sprechblasen sind nicht rund, sondern mit Zacken versehen, es werden immer nur Großbuchstaben verwendet, die die Aggressivität der Bilder verstärken. Ein Comic, wie es bedrückender und düsterer nicht sein könnte.

Einen ganz anderen Ansatz zeigt die Geschichte *Das Leben von Anne Frank – eine grafische Biografie*. In Zusammenarbeit mit dem Anne-Frank-Haus in Amsterdam haben die beiden Zeichner Sid Jacobson und Ernie Colon dieses Werk geschaffen. Fast wie ein Kinderbuch gestaltet, aber doch im Sinne eines Comics wird die Geschichte von Anne Frank und ihrer Familie erzählt: das behütete Leben in Aachen, die Flucht nach Amsterdam, das Heranrücken der Nazis, das Verstecken im Haus bis zur Entdeckung durch die Gestapo. Ergänzt mit Zeittafeln und der Geschichte der Entstehung der Anne-Frank-Gedächtnisstätte ist dieses Comic spannend und lehrreich aufgebaut. Mit diesem Comic ging das Anne-Frank-Haus neue Wege,

um gezielt Jugendliche anzusprechen und für das Thema zu sensibilisieren. Viele der gezeichneten Geschichten über den Holocaust befassen sich mit „wahren Einzelschicksalen“, so auch *Der Boxer* von Reinhard Kleist. Alan Scott hat die Geschichte seines Vaters *Hertzko Haft* aufgeschrieben und als Buch herausgebracht, und Reinhard Kleist hat einen sehr intensiven Comic dazu gezeichnet. Es ist die wahre Geschichte des 16-jährigen Jungen Hertzko, der ins KZ Auschwitz kommt, von einem SS-Mann protegert wird und zum Gaudium der SS-Mannschaften als Boxer gegen andere Häftlinge antreten muss – in Kämpfen auf Leben und Tod, der Verlierer geht ins Gas.

Mit einem fast expressionistischen Zeichenstil zeichnet Kleist auch ex-

emplarisch die Unterschiede der SS-Männer und der Häftlinge. Das ist auch eines der Stilmittel im Comic – durch die Form und Gestaltung der Bilder kann man sehr detailliert und genau die Personen zeigen oder einfach nur oberflächlich gestalten. Die europäische Comic-Szene, beheimatet in Frankreich und Belgien, bekannt aus *Asterix, der Gallier* oder *Tintin (Tim und Struppi)* hat einen ganz anderen Stil als die klassischen Superhelden US-amerikanischer Marvel-Comics wie *Superman* oder *Batman*.

Dem französischen Zeichenstil hat sich auch die israelische Autorin und Zeichnerin Rutu Modan verschrieben. Mit ihrer Graphic Novel *Das Erbe* geht sie einen neuen Weg in der Holocaust-Darstellung. Sie erzählt die Geschichte ihrer Großmutter Regina Segal, die in Israel lebt und nach dem Tod ihres Sohnes eine Reise in die frühere Heimat Polen unternimmt. Die Enkeltochter Mika reist mit und erfährt dadurch viel Neues von ihrer Großmutter. Der vordergründige Anlass für die Reise ist ein Dokument, das die Großmutter besitzt und mit dem sie das Haus, das ihre Eltern während des Holocaust in Warschau verloren haben, wieder in ihren Besitz bringen will. Doch die Reise wird für beide ganz anders als erwartet. In der Thematik „Holocaust und Comics“ nimmt das Werk von Rutu Modan eine reizvolle und neuartige Stellung ein. Mit Witz, überraschenden Elementen und einem anderen Zeichenstil, der jenem von Hergé (dem Erfinder von Tintin) ähnelt, bringt *Das Erbe* einen komplett neuen Ansatz. Die Graphic Novel wurde für den „Will Eisner Comic Industry Award 2014“ nominiert.

© Rutu Modan, „Das Erbe“, Carlsen Verlag, Hamburg 2013





FOTO©: PETER RICAUD

Einige Gedanken zum Gaza-Krieg und Israels Situation

VON MARTIN ENGELBERG

1. Noch nie waren soziale Medien in einem solchen Ausmaß Teil einer kriegerischen Auseinandersetzung. Es waren sicherlich hunderte, wenn nicht tausende Meldungen, Links, Fotos und Videos, die im vergangenen Sommer, allein in unserem Umkreis, täglich auf Facebook und Twitter gepostet wurden. Die oft gleichen Mitteilungen wurden dann auch noch über die diversen hyperaktiven Newsletter-Verteiler ausgesendet. Dazu führten viele zum Teil heftige Diskussionen im Netz. Es war manchmal schon augenermüdend und ohrenbetäubend.
2. Die Berichterstattung der Medien und die Stellungnahmen der Politiker in Europa waren deutlich verständnisvoller gegenüber dem Vorgehen Israels und kritischer gegenüber der Hamas als z. B. beim Gaza-Krieg 2008/2009 oder im Libanon-Krieg 2006. Zum Teil verdankt sich diese Tatsache sicherlich auch den tapferen Kämpfern an der Internetfront. Das Vorgehen der Hamas hat aber auch kaum Spielraum für Sympathien zugelassen.
3. Die Passivität und das Schweigen der meisten arabischen Staaten während des Gaza-Kriegs war ebenso auffallend wie bemerkenswert. Hier zeichneten sich noch deutlicher die fundamentalen Spaltungen zwischen den arabischen Ländern und deren diversen Organisationen und Allianzen ab. Die lustigeren Meldungen in dieser traurigen Zeit waren die Aufstel-

lungen darüber, wer jetzt gerade mit wem verfeindet ist und welche teilweise grotesken Zweckbündnisse geschlossen wurden.

4. Diese Tatsache lässt eine der wenigen hoffnungsvollen Perspektiven nach dem Gaza-Krieg zu: dass die gemeinsame Interessenslage Ägypten und Israel zu engen Verbündeten macht und es auch mit Saudi-Arabien und den Golfstaaten vorerst noch diskrete, aber offensichtlich intensive Gespräche über die zukünftige Gestaltung des Nahen Ostens gibt. Noch ist diese Vision zu schön, um wahr zu sein, aber hier gilt der alte und noch immer ausgezeichnete Spruch: „Wer im Nahen Osten nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist!“
5. Zu einem globalen Thema wurde auch die Zunahme antisemitischer Vorfälle in Europa. Die US-amerikanische Zeitschrift *Newsweek* betitelte eine Ausgabe im Sommer mit der Feststellung: „Warum Europas Juden wieder fliehen“ – ohne Fragezeichen oder Konjunktiv. Bei einer wissenschaftlichen Tagung in Wien saß ich neben einer israelischen Kollegin, die ich auf hebräisch ansprach. Erschrocken beugte sie sich daraufhin ganz nahe zu mir und flüsterte: „Haben Sie hier nicht Angst, hebräisch zu sprechen?“

Das Fazit vieler Gespräche im In- und Ausland: Eine differenzierte Diskussion der Problematik ist schier unmöglich. Da wird der traditionelle

Antisemitismus in Europa, der stark zurückgeht, mit dem Antisemitismus der muslimischen Zuwanderer vermischt, der sich – nicht zuletzt aufgehetzt durch den türkischen Premier Erdogan – zuletzt sehr viel deutlicher zeigte. Zu oft wird nicht unterschieden zwischen antisemitischen Vorfällen in Rechtsstaaten, wie sie jetzt geschehen, und der Zeit, als es in Europa judenfeindliche und faschistische Staaten gab.

Ebenso praktisch unmöglich ist es, die „Neue Rechte“ in Europa nicht als monolithischen Block und deren Zugewinne bei den letzten EU-Wahlen nicht als Wiederauferstehung der Nazis wahrzunehmen.

Bei all diesem Getöse gerät die wahre Bedrohung in den Hintergrund: Das ist jene, die von den hunderten, wenn nicht sogar tausenden fanatischen Jihadisten ausgeht, die sich in Europa befinden bzw. in den nächsten Monaten und Jahren von den Kriegsschauplätzen im Nahen Osten zurückkehren werden. Diese sind zumeist Staatsbürger europäischer Länder, deren Einreise nicht verhindert werden kann und haben bereits bewiesen, dass sie zu Anschlägen, besonders auch auf jüdische Einrichtungen, bereit und entschlossen sind.

Auf genau diese Gefahr müssten wir fokussieren und sicherstellen, dass diese nicht nur als Bedrohung der jüdischen Gemeinschaften in Europa, sondern als Gefährdung Europas insgesamt und seiner freiheitlichen, rechtsstaatlichen und demokratischen Werte wahrgenommen werden.

Suchbild auf Jiddisch ...

Sommer bei den Spielbergs. Finden Sie die sechs Veränderungen.

VON MICHAELA SPIEGEL



1. STEVENS VORZEITIGE ALTERUNG
2. DER WEISSE HAI
3. E.T. ALLEIN ZUHAUSE
4. IM HINTERGRUND JURASSIC PARK
5. DREAMWORKS-HAUSSCHILD
6. OSCAR ALS DACHTRÄGER



Betr.: Dr. Jérôme Segal begehrt folgende Gegendarstellung zum Leitartikel von Peter Menasse

Ich habe nie behauptet, dass beschnittene Männer schlechteren Sex hätten als unbeschnittene. In meinem Artikel im *profil* habe ich nur darauf hingewiesen, dass Maimonides, der wichtigste Philosoph, Rabbi und Arzt des 12. Jahrhunderts, davor gewarnt hat, dass die Beschneidung eine dämpfende Wirkung auf den Sexualtrieb ausübe (<http://bit.ly/profil-beschneidung> und Quellen unter <http://bit.ly/maimo>).

Betr.: Gratulation

Sehr geehrte Dottores Peter Menasse und Martin Engelberg!

Ich gratuliere zur neuen Zeitung **NU**, sie ist ein höchst erfreulicher Kontrapunkt zur Gemeindezeitung!

Herzlichst
Lotte Tobisch-Labotýn

Objekte für die neue Dauerausstellung „Entfernung. Österreich in Auschwitz“ gesucht!

2015 jährt sich zum 70. Mal die Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau. Die Republik Österreich hat für den Block 17 in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau eine neue Dauerausstellung in Auftrag gegeben. Für diese neue Ausstellung sucht das kuratorische Team Objekte, die mit dem Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau in Verbindung stehen und die von Österreicherinnen und Österreichern im KZ Auschwitz/Auschwitz II-Birkenau erzählen können. Das kuratorische Team ist für jeden Hinweis dankbar.

Mag. Hannes Sulzenbacher
Email: exhibition@nationalfonds.org
Fax: +43 01 9660110

KOHNVERSATIONEN

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



UNSERE AUTORINNEN UND AUTOREN



David Borochoy

ist Schüler am Erich Fried Realgymnasium. Seine Suche nach einer möglichen beruflichen Laufbahn führte ihn zu **NU**.



Fabian Burstein

arbeitete viele Jahre als freier Autor, Lektor, Journalist und Kulturschaffender in Wien. Seit 2013 ist er Leiter des FORUM in Mannheim, einer Institution des Stadtjugendrings Mannheim e.V., zu dem auch die KZ-Gedenkstätte Sandhofen gehört.



Martin Engelberg

Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist Autor einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.



Anita Haviv-Horiner

In Wien geboren, 1979 Einwanderung nach Israel. Bildungsexpertin mit Schwerpunkt deutsch-israelischer Dialog.



Harald Katzmaier

Philosoph und Soziologe, Gründer und Direktor von FASresearch, einem auf Netzwerkanalyse und Resilienzfor schung spezialisierten Institut mit Sitz in Wien und Niederlassungen in Brüssel, Indien und in den USA.



Eva Konzett

Seit 2008 im Journalismus tätig. Themenfeld Osteuropa mit Schwerpunkt Rumänien. Lebt als freie Journalistin in Wien.



Ida Labudović

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring und Veranstaltungsmanagement tätig.



Charles Lewinsky

ist Schriftsteller. Sein letzter Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.

Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin und veröffentlichte im letzten Jahr ihren ersten Gedichtband.



Peter Menasse

Der **NU**-Chefredakteur ist selbstständiger Kommunikations- und Organisationsberater und Buchautor.



Rainer Nowak

Der Herausgeber und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger **NU**-Mitarbeiter. Er ist Vater zweier Töchter.



Franz Pichler

Langjähriger Beamter im Wissenschafts- und Außenministerium, lebt derzeit in Wien.



Danielle Spera

Das **NU**-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft.



Michaela Spiegel

Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Anatol Vitouch

ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.



René Wachtel

lebt in Wien und ist Kultusrat für CHAJ-Jüdisches Leben in der IKG.



Wolfgang Weisgram

berichtet für den *Standard* aus dem Burgenland und dabei auch von dessen jüdischer Vergangenheit.



Lukas Wieselberg

ist Wissenschaftsredakteur bei Ö1 und Leiter von science.ORF.at.



Peter Menasse hat den
Chefredakteur der „Presse“,
Rainer Nowak, im Wiener
Café Jelinek getroffen.

FOTO © PETRA MENASSE-EIBENSTEINER

Menasse: Mit einem Nowak im Jelinek, das ist eine echt Wiener Begegnung.

Nowak: Dir ist es sicher sogar hier zu wenig berlinerisch. Das ist bei allen Menasses so, denen kann es nicht Bobomäßig genug sein.

Menasse: Nur keine Angriffe gegen die Mischpoche. Bobo sagen im Übrigen in letzter Zeit die Konservativen in Wien gerne zu den Grünen. Sie versuchen damit, dieses Image von sich selbst abzuwälzen.

Nowak: Was nicht schwer ist, weil der Grüne selber ein Konservativer ist. Aber Entschuldigung, ich meinte natürlich, die Grüne ist eine Konservative: Sie liebt Regeln, Verbote und ein zwänglerisches Konzept fürs Leben.

Menasse: Das trifft aber doch praktisch für fast alle Österreicher zu. Halt, nein, für alle ÖsterreicherInnen.

Nowak: Alleine diese vielen situations-humoristischen Halts und Entschuldigungen sind bereits sexistisch.

Menasse: Du bist aber ziemlich intellektuell unterwegs heute.

Nowak: Nein, ich bin zutiefst ernst und habe auch nicht gelacht, als Andreas Schieder am internationalen Tag der Linkshänder eine Aussendung zur Unterstützung der Rechte der Linkshänderinnen und Linkshänder verschickt hat.

Menasse: Das ist einfühlsam von ihm.

Nowak: Nein, er ist Linkshänder.

Menasse: Jedenfalls ist eine Person aus einem Binnenland eine BinnenländerIn mit Binnen-I.

Nowak: Und man ist heute schon ein Monarchist, wenn man das ändern will und Seezugang bei Triest fordert.

Menasse: Wenn Seezugang, dann lieber bei Rust, wo die ganzen Großkopferten leben. Nicht wahr, Rainer?

Nowak: Ich habe immer darunter gelitten, einen großen Kopf zu haben. Ich würde dich bitten, mich in dieser Frage nicht zu diskriminieren. Im Ernst, ich habe darauf gewartet, wie du es schaffst, unsere Zweitwohnsitze im Burgenland ins Spiel zu bringen.

Menasse: Ich lebe ja näher der großen Landeshauptstadt, wo sich das gesellschaftliche Leben des Burgenlandes abspielt. In Eisenstadt werden die Gehsteige, anders als sonst im Burgenland, erst um 22 Uhr hochgeklappt. Wie ist das in Rust?

Nowak: Wozu gibt es in Eisenstadt Gehsteige? Weißt du eigentlich, wie ein wenig berühmter Kabarettist das Burgenland nannte? – Das Kuba Österreichs.

Menasse: Na ja, bei uns gibt es deutlich mehr Störche und besseren Wein.

Nowak: Und keine Dissidenten.

Menasse: Die gibt es in Österreich neuerdings nur in der ÖVP.

Nowak: Mitterlehner muss jetzt dein 32. ÖVP-Obmann sein.

Menasse: Also der ist mehr deiner als meiner, lieber Herr Chefredakteur der *Presse*. Und dass du mein Alter ins Spiel bringst, ist auch nicht sehr nett.

Nowak: Stimmt, ein ÖVP-Obmann hat durchschnittlich zwei Jahre, und das kommt genau hin.

Menasse: Aber der Herr Raab war länger, wie ich mich deutlich erinnere.

Nowak: Im Vergleich zu seinen Amtskollegen war er geradezu unsterblich.

Menasse: Die Roten sind viel disziplinierter, was ihre Parteichefs betrifft. Sie behalten sie bis zum endgültigen eigenen Untergang. Da sind sie gnadenlos zu sich selbst.

Nowak: Stimmt. Aber wenn es die Partei will, muss auch ein intellektueller Wahlsieger wie Alfred Gusenbauer Platz machen.

Menasse: Er hat allerdings zuletzt schon sehr viel Platz eingenommen. Aber die wirkliche Disziplin zeigt sich darin, dass Sonja Ablinger nicht zum Zug kommen durfte. Diese Frau widerspricht. Das ist des Teufels bei den Roten.

Nowak: Jetzt kriegst du wieder einen ersten Unterton. Ich finde ja, es können gar nicht genug graue Sozialpartner in grauen Anzügen im Nationalrat sitzen. Dann läuft die Republik immer wie geschmiert.

Menasse: Das mit „geschmiert“ ist aber für wieder eine andere Partei typisch.

Nowak: Ich wette übrigens, dass Werner Faymann noch Bundeskanzler ist, wenn das nächste **NU** erscheint. Du traust dich nicht, dagegen zu halten.

Menasse: Nein, ich weiß doch, dass du bessere Informationsquellen hast als ich. Ich wette nicht dagegen. Außer du bietest mir eine echt hohe Quote.

Nowak: Nein, da zahle ich dir lieber den kleinen Espresso. Obwohl du dir den im Jelinek vermutlich sogar selber gerade noch leisten könntest.

* *Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzten: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.*



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.500 Stück
Nächste Ausgabe: Dezember 2014

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfasse 3, 1010 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
Mob.: +43 (0) 676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG

IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 15,-
Europäische Union: Euro 20,-
Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN

Gesine Stern, Mob.: +43 (0) 676 566 85 23
E-Mail: gesine.stern@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Richard Kienzl (Artdirector), Ida Labudović (Chefin vom Dienst), Peter Menasse (Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat)

TITELBILD

© Milagros Martínez-Flener

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1, 1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Fairdrucker GmbH., Wintergasse 52, 3002 Purkersdorf

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfasse 3
Obmann: Martin Engelberg, Obmannstellvertreterin: Danielle Spera, KassiererIn: Ida Labudović

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen.
NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Adalbert-Stifter-Straße 18
A-1200 Wien

T 43 1 33106 150
F 43 1 33106 333

E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at

DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum
ת"ר



Kompetenzzentrum für Berufsorientierung und berufliche Integration

Einjähriger Berufsorientierungslehrgang
(9. Schuljahr)

Erfolgreich mit Lehre plus Matura am JBBZ:
- Bürokaufmann/frau
- IT-TechnikerIn u. SystemtechnikerIn
- Orthopädietechnik

Begabungsförderung – 2. Lehrabschluss,
Einzeltutorien

Lehrgang zur Tagesmutter/zum Tagesvater

Tages- und Abendlehrgänge für Ihre
berufliche Praxis (Sprachen, Buchhaltung u.
Kostenrechnung, EDV)

Sichern Sie sich Ihren Platz!
01/33106/150



**Der Vorstand und die MitarbeiterInnen des JBBZ
wünschen Ihnen allen Shana tova u'mevorachat!**